



HESSISCHER  
LANDTAG



# VORTRAGSREIHE KRIEG UND FRIEDEN IN EUROPA

VOM BEGINN DES ERSTEN UND  
DES ZWEITEN WELTKRIEGES ZUR  
EUROPÄISCHEN EINIGUNG

VON

PROF. DR. HERFRIED MÜNKLER

---

2014 im Hessischen Landtag

---

# SCHRIFTEN DES HESSISCHEN LANDTAGS

HEFT 25

---

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



## Impressum

Herausgegeben von Norbert Kartmann, Präsident des Hessischen Landtags  
Redaktion: Hubert Müller, Susanne Baier

Fotos: Erhard Blatt

Druck: ColorDruck Solutions GmbH, Gutenbergstraße 4, 69181 Leimen;  
DER BLAUE ENGEL, weil aus 100% Altpapier, schützt die Ressourcen.

Gestaltung: Cicero Gesellschaft für Werbung und Kommunikation mbH,  
Tanusstraße 52, 65183 Wiesbaden / Hessischer Landtag, Andrea Mitteldorf  
ISBN: 978-3-923150-57-1

© 2015 Hessischer Landtag, Schlossplatz 1–3, 65183 Wiesbaden

## INHALT

### Vortragsreihe Krieg und Frieden in Europa Vom Beginn des Ersten und des Zweiten Weltkrieges zur Europäischen Einigung

---

#### EINLEITUNG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**

Die Zäsuren des 20. Jahrhunderts: 1914. 1939. 1989

8

---

#### 1. VORTRAG

---

#### BEGRÜSSUNG

**Norbert Kartmann**, Präsident des Hessischen Landtags

12

---

#### GRUSSWORT

**Volker Bouffier**, Hessischer Ministerpräsident

16

---

#### VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**

**Der Erste Weltkrieg als die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts**

22

---

#### SCHLUSSWÖRTE

37

---

---

## 2. VORTRAG

---

### BEGRÜSSUNG

**Norbert Kartmann**, Präsident des Hessischen Landtags 38

---

### GRUSSWORT

**Volker Bouffier**, Hessischer Ministerpräsident 40

---

### VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**  
**Der Zweite Weltkrieg, seine Vorgeschichte und die Folgen** 44

---

SCHLUSSWORT 53

---

## 3. VORTRAG

---

### BEGRÜSSUNG

**Norbert Kartmann**, Präsident des Hessischen Landtags 54

---

### GRUSSWORT

**Volker Bouffier**, Hessischer Ministerpräsident 56

---

### VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**  
**Das taumelnde Glück des Mauerfalls und die stressenden  
Herausforderungen als Mitte Europas** 60

---

SCHLUSSWORT 72

---

---

# EINLEITUNG

---

**Prof. Dr. Herfried Münkler**



**Zur Person:**

*Prof. Dr. Herfried Münkler lehrt an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Schwerpunkte sind neben der Politischen Theorie und Ideengeschichte die Politische Kulturforschung sowie die Theorie und Geschichte des Krieges und das Thema Risiko und Sicherheit. Geboren 1951 im hessischen Friedberg, studierte Münkler Germanistik, Politikwissenschaft sowie Philosophie und promovierte über Niccolò Machiavelli. Habilitiert wurde er 1987 für eine Arbeit zur Staatsräson. Er ist Autor mehrerer vielbeachteter Monographien wie beispielsweise „Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918“ (2013), „Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung“ (2010) oder „Die Deutschen und ihre Mythen“ (2008).*

## DIE ZÄSUREN DES 20. JAHRHUNDERTS: 1914. 1939. 1989

Das 20. Jahrhundert war eine Epoche beispielloser Gewalt; dafür stehen die Jahreszahlen 1914 und 1939, der Ausbruch des Ersten und die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs. Aber darin erschöpft sich das Jahrhundert nicht, sondern es gibt in ihm auch Ereignisse von bemerkenswerter Gewaltlosigkeit. Entgegen allem, was beim Sturz diktatorischer Regime zu erwarten war, ist die Revolution in den Ländern Mitteleuropas im Jahre 1989 friedlich verlaufen: Weder haben sich die alten Machthaber durch den Einsatz von Schusswaffen an der Macht zu halten versucht noch haben sich die Massen, nachdem sie das alte Regime „wegdemonstriert“ hatten, zu Gewaltakten gegenüber ihren gestürzten Peinigern hinreißen lassen. Man hat deswegen von den „friedlichen Revolutionen“ in Mitteleuropa gesprochen, und einige haben sogar bezweifelt, dass es sich um Revolutionen gehandelt habe, weil sie eben friedlich vonstattengegangen seien. Aber es waren doch Revolutionen, die tief in die politischen Verhältnisse Europas eingegriffen haben. Nicht die Gewalt ist ein unabdingbares Charakteristikum der Revolution, sondern die grundlegende Veränderung des Gangs der Ereignisse. Und das waren die Revolutionen von 1989 in höherem Maße als so manche Revolution, die mit Strömen von Blut verbunden gewesen ist.

Bei allen drei Zäsuren des 20. Jahrhunderts haben die Deutschen eine prominente Rolle gespielt, weswegen die drei großen Zäsuren des 20. Jahrhunderts in Europa vor allem deutsche Gedenkjahre sind: Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs hat sich 2014 zum hundertsten Mal, die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs durch Hitler zum fünfundsiebzigsten Mal und der Fall der Berliner Mauer zum fünfundzwanzigsten Mal gejährt. 1914 trugen die Deutschen die Hauptverantwortung dafür, dass die drei verschiedenen Konflikte der europäischen Politik – die Frage der Hegemonie in West- und Mitteleuropa, der Streit um die Teilhabe europäischer Mächte an der Weltherrschaft und der Konflikt um die Ordnung Mittel- und Osteuropas zwischen Großreich und Nationalstaatsgründung – nicht voneinander getrennt blieben, sondern zu einem einzigen großen Krieg zusammenflossen. Von einer Allein- oder auch Hauptschuld des Deutschen Reiches wird man nach heutigem Stand der Forschung nicht sprechen können, dazu waren zu viele Akteure an einem schnellen und unüberschaubaren Interaktionsprozess beteiligt,

---

doch der „Macht in der Mitte“, den Deutschen, fiel eine besondere Verantwortung bei der Zusammenführung verschiedener Konflikttherde zu.

Das war bei der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs anders. Hier hat das nationalsozialistische Deutschland die Gewalt bewusst und gezielt ins Spiel gebracht, um die nach Ende des Ersten Weltkriegs in Mitteleuropa entstandene Ordnung in einer Abfolge von Revisionskriegen zu verändern. Das Deutsche Reich hat im Herbst 1939 zielstrebig auf Krieg gesetzt, und was zunächst auf eine bloße Verschiebung von Grenzen hinauslaufen schien, wurde von der deutschen Seite schon bald in einen Weltanschauungs- und Rassekrieg verwandelt. Deutschland hat diesen zweiten Krieg nicht nur begonnen, sondern ihn auch in immer weiteren Schritten eskaliert, bis er zum totalen Krieg geworden war. Zu dieser Totalisierung des Krieges kam ab 1941 noch der systematisch betriebene Völkermord an den europäischen Juden hinzu. Die Deutschen haben sich zwischen 1939 und 1945 so tief in Schuld und Verbrechen verstrickt, dass nach der bedingungslosen Kapitulation im Frühjahr 1945 nicht absehbar war, ob es je wieder einen deutschen Staat als Völkerrechtssubjekt geben können. Die Teilung Deutschlands wurde dementsprechend von vielen als dauernde Strafe für die Verbrechen im Zweiten Weltkrieg angesehen.

Eine der Folgen des von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkriegs war die Dezentrierung Europas. Es gab keine Mitte mehr, von der her die politische Ordnung des Kontinents gegeben war und um die sie sich drehte, sondern es gab zwei Zentren, die eine militärische und eine ökonomische Seite hatten: NATO und Warschauer Pakt, Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe. Die wenigen Staaten Europas, die weder dem einen noch dem anderen Verbund angehörten, waren zu schwach oder zu klein, um eine größere Rolle spielen zu können. Über vier Jahrzehnte war Europa in diesem Sinne zweigeteilt, bis im Sommer und Herbst 1989 die durch Europa hindurchgehende Trennlinie, der „eiserne Vorhang“, wie Winston Churchill diese Trennung schon früh bezeichnet hat, erst durchlässig wurde und schließlich zusammenbrach. Und ohne dass dies sogleich bemerkt wurde und ohne dass es eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Entwicklung gab, entstand die Mitte Europas wieder, und das vereinigte Deutschland nahm nach einiger Zeit ihren Platz ein.

Man kann die deutsche Geschichte als zentralen Bestandteil der europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert auch als Kreislauf oder – in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Vorstellungswelt – vollständige Umdrehung des Rads der Fortuna bezeichnen: Am Anfang des Jahrhunderts waren die Deutschen ganz oben, auf dem oberen Scheitelpunkt der Drehbewegung, aber seit 1914 ging es mit ihnen ruckartig nach unten, und 1945 hatten sie dann den untersten Punkt des Kreislaufs erreicht. Die anschließende Aufwärtsbewegung hat länger gedauert als der vorangegangene Abstieg. Das Jahr 1989 war ein Sprung in der Aufwärtsbewegung, wenn man im Bild vom Rad der Fortuna bleiben will, aber noch kein Ankommen am oberen Punkt; das kam erst zwei Jahrzehnte später, als die Verwerfungen und Krisen im Prozess des Zusammenwachsens weitgehend überwunden waren.

Das Bild vom Rad der Fortuna verdeutlicht freilich auch die Risiken und Gefahren, denen man in dieser oberen Position ausgesetzt ist: Man muss sich davor hüten, in eine neuerliche Abwärtsbewegung hineinzugeraten. Das wird die politische Herausforderung Deutschlands in der nächsten Zeit sein: die Position in der Mitte Europas, der Mitte der EU mit Umsicht und Takt, aber auch mit Entschlusskraft und Entschiedenheit auszufüllen. Fortuna, das Glück, hat uns diese Chance gegeben. Die Beschäftigung mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts kann als eine Lehre dienen, was man alles falsch machen kann, wenn man diese Position einnimmt. Vermutlich kann man aus der Geschichte nur in Ausnahmefällen lernen, was in einer herausfordernden Entscheidungssituation das Richtige ist – aber was das Falsche ist, lässt sich aus historischen Beispielen sehr wohl lernen. Nicht zuletzt hierzu hat die Erinnerung in Gedenkjahren wie dem von 2014 zu dienen.

# BEGRÜSSUNG

## Norbert Kartmann

Präsident des Hessischen Landtags



Meine Damen und Herren, ich freue mich, dass dieser Termin heute stattfindet und ich Sie alle hier begrüßen darf. Ich begrüße auch Ministerpräsident Bouffier als Mitveranstalter, der nachher noch zu uns sprechen wird.

Es handelt sich um eine Vortragsreihe im Zusammenhang mit wichtigen historischen Daten. Dabei geht es um Gedenktage oder konkrete Daten, die sich auch auf die beiden Weltkriege und das bevorstehende 25-jährige Jubiläum des Mauerfalls beziehen. Sich dieser Tage im hessischen Parlament solchen Themen zu widmen, welche die deutsche Geschichte in hohem Maße mitbestimmt haben, hielten wir für eine Notwendigkeit. Deswegen haben sich Parlament und Regierung gemeinsam dazu entschlossen, diese Vortragsreihe durchzuführen. Wir wollten diese Ereignisse im Zusammenhang mit drei Vorträgen sehen, um uns am Ende, wenn wir 2015 der 25-jährigen Deutschen Einheit gedenken, der Frage zu widmen, in welchem Umfang diese Ereignisse die Entwicklung der deutschen Geschichte widerspiegeln.

Wir sind auf einen in Berlin lebenden Hessen gestoßen, der, ebenso wie ich, aus der Wetterau stammt. Insofern freue ich mich ganz besonders, Herrn Prof. Dr. Herfried Münkler bei uns begrüßen zu dürfen. – Lieber Herr Professor, herzlich willkommen.

Einen Lehrstuhl an der Humboldt-Universität zu haben, ist schon etwas Besonderes, zudem einen der Politischen Theorie und Ideengeschichte. Damit haben Sie auch eine besondere Erwartungshaltung bei uns als Zuhörern erzeugt. Wir hoffen auf einen Lerneffekt, der mit solchen Vorlesungen verbunden ist.

Ich heiße Sie auch im Namen meiner Landtagskolleginnen und -kollegen willkommen, die heute in großer Zahl erschienen sind. Auch freue ich mich, neben dem Ministerpräsidenten Mitglieder der Landesregierung begrüßen zu dürfen.

Angenehm überrascht bin ich über den Besuch von Generalkonsulin Đorđević, Doyenne des Hessischen Consular Corps. Wir freuen uns sehr, dass Sie hier sind.

Geschichte ist vor allem für junge Leute wichtig, damit sie die Schulen mit Geschichtsbewusstsein verlassen, ihre eigenen Wege gehen, eigene Gedanken und eigene Erkenntnisse gewinnen können, um das Leben mit diesem Geschichtsbewusstsein meistern zu können. Ich begrüße daher herzlich Schülerinnen und Schüler der Heinrich-von-Brentano-Schule aus Hochheim in unserer Mitte.

„Krieg und Frieden in Europa – Vom Beginn des Ersten und des Zweiten Weltkrieges zur Europäischen Einigung“, das ist das Generalthema aller drei Vorträge, die wir hier hören werden. Der heutige Vortrag bildet den Einstieg. Ich wünsche uns eine gute Stunde des Zuhörens und Lernens und darf Herrn Ministerpräsident Bouffier das Wort erteilen.





# GRUSSWORT

## **Volker Bouffier**

Hessischer Ministerpräsident



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, liebe Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete, verehrte Gäste, sehr geehrter Herr Professor Münkler! Ich freue mich, Sie auch namens der Landesregierung herzlich willkommen heißen zu dürfen.

Es ist eine gemeinsame Vortagsreihe der Landesregierung und des Landtags. Schon daran können Sie erkennen, dass der Versuch unternommen wird, jenseits der Tagespolitik etwas aufzunehmen, von dem wir glauben, dass es lohnt, und von dem ich überzeugt bin, dass es notwendig ist, sich darum zu kümmern.

Bereits heute Morgen hat sich der Hessische Landtag mit diesem Thema befasst. Die Fraktionen des Hessischen Landtags haben aus ihrer Sicht dieses Ereignis, 100 Jahre seit Beginn des Ersten Weltkriegs, gewürdigt. Ich will den Versuch unternehmen, mit einigen Bemerkungen deutlich zu machen, worum es uns eigentlich geht.

Wir wollen nicht in ein Erinnerungsritual verfallen. Aber ich will schon sagen, dass allein der Respekt vor den Millionen Opfern und dem unendlichen Leid es allemal rechtfertigt, dass wir innehalten, uns erinnern, überlegen und natürlich auch Schlüsse ziehen. Auch historisches Interesse würde es allemal rechtfertigen, sich solcher Tage nicht nur zu erinnern, sondern sie auch breit aufzunehmen. Aber natürlich – und das war heute Morgen wohl durchgängig die Botschaft aller Fraktionen – wollen wir mehr: Wir wollen auch überlegen, was wir lernen können. Was kann uns das für die Aufgabe, gemeinsam unsere Zukunft zu gestalten, eigentlich geben? – Der Spruch ist vielfach zitiert, aber immer wieder richtig: Wer die Geschichte nicht kennt, der weiß nicht, warum es heute so ist, wie es ist, und er hat auch keinen Kompass für die Zukunft.

Der Erste Weltkrieg vor 100 Jahren, der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren, der Fall der Berliner Mauer in diesem Jahr vor 25 Jahren und die Deutsche Einheit im nächsten Jahr seit 25 Jahren – mit dieser Reihe wollen wir unserer Überzeugung Ausdruck verleihen, dass um diese Ereignisse ein inneres Band liegt und sie zueinander gehören. Nur, wenn man es so versteht, sind wir auch in der Lage, die uns heute gestellten Aufgaben angemessen und so klug und so gut wie irgend möglich zu lösen.

Ich freue mich sehr, dass wir heute Schülerinnen und Schüler bei uns haben. Einige von ihnen sind 15, manche 16 Jahre alt, einige von ihnen sind gerade erst 14 Jahre alt. Wir müssen ehrlich miteinander umgehen: 100 Jahre, das ist verdammt lang her. Was geht uns das eigentlich an? – Ich möchte gern auf zwei oder drei Dinge hinweisen, damit wir verstehen, was uns das angeht.

Nach dem Ersten Weltkrieg glich Europa praktisch einem Friedhof. Alles war zerstört. Es gab so gut wie keine Familie, die nicht Tote, Verwundete, Vertreibung oder Elend zu beklagen hatte. Aber es ist noch viel mehr geschehen: Die alte Ordnung ging unter. Alles, was bis dahin galt, war plötzlich nicht mehr da. Staaten sind verschwunden, neue Staatsformen entstanden. Die gesamte Gesellschaft hatte sich verändert, mit Auswirkungen in allen Bereichen – der Wirtschaft, der Bevölkerung, der Kultur. Wer das nicht weiß, wird nie verstehen, warum Europa heute so aussieht, wie es aussieht, warum Deutschland so aussieht, wie es aussieht, und warum Hessen so aussieht, wie es aussieht. Deshalb gehört das, woran wir uns heute erinnern, zu dem, was heute ist.

Wenn jemand sagt: „Na schön, der Opfer gedenken? – Natürlich. Wissenschaftlich interessiert darüber nachforschen, wie es gewesen ist? – Okay. Aber wir?“, dann will ich zwei Beispiele nennen, die mich beschäftigen.

Bei der Suche nach einer Antwort in diesem zumindest für mich mittlerweile unübersichtlichen Meer an Erklärungsversuchen, wie es zum Ersten Weltkrieg gekommen ist – wofür wir heute dankenswerterweise einen profunden Kenner bei uns haben, der uns gleich viel Wichtiges zu dieser Frage vortragen wird –, steht für mich eindeutig fest: Ein ganz wesentlicher Grund für diese Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts war der übersteigerte Nationalismus.

Wenn die Nation oder das, was manche dafür halten, das Ideal ist, ist es schwer, Frieden zu halten. Der Patriot liebt sein Land, und er achtet und respektiert jedes andere. Die – aus meiner Sicht richtige und notwendige – Antwort auf diese Urkatastrophe sowie den Zweiten Weltkrieg war die Einigung Europas. Die Europäische Einigung ist ein Jahrhundert- und ein Friedensprojekt. Und heute?

Vor Kurzem hatten wir Europawahl – die meisten sind gar nicht hingegangen. Das Ergebnis dieser Europawahl muss besorgt stimmen: Nationalistische Tendenzen, wohin man auch schaut. Nicht nur Europaskeptizismus, sondern auch Europagegnerschaft und, nicht weniger gefährlich, große Gleichgültigkeit. Das ist etwas, worauf wir Antworten geben müssen, wie – hundert Jahre nach dieser Urkatastrophe – eigentlich damit umzugehen ist. Können wir das im kleinen Karo um die Krümmung von Gurken erledigen? Oder schaffen wir es gemeinsam, etwas von dieser Lehre rüberzubringen?

Wenn ich mir die Schülerinnen und Schüler heute hier ansehe, erinnere ich mich an ein Buch, das mich schon unglaublich beschäftigt hat, als ich selber noch Schüler war. Erich Maria Remarque hat das berühmte Buch „Im Westen nichts Neues“ geschrieben, vielfach verfilmt. Dort kann man sehen, wie bei einer kriegsbegeisterten Bevölkerung ein Frontsoldat auf Urlaub nach Hause kommt und seine Mitschüler voller Begeisterung Erzählungen von Heldentaten erwarten. Und er hat ihnen alles bieten können, nur das nicht – und sie haben ihn nicht verstanden. Sie haben ihn als Feigling, als Drückeberger angesehen. Sie konnten gar nicht verstehen, wie man nicht begeistert losziehen konnte.

Diese Schüler waren kaum älter als ihr. Und heute? Interessiert euch Europa? Glüht da etwas, oder ist das völlig egal? Das ist ganz praktisch. Wie heißt denn unsere Antwort auf Herausforderungen in Europa? Frieden halten im Innern, Frieden halten in der Welt. Das ist doch die vornehmste Aufgabe, um die es hier geht. Was aber heißt das?

Ich erinnere mich, dass ich diesem Hause schon angehörte, als knapp eine Flugstunde von hier entfernt in Jugoslawien – in einer Zeit nach dem Fall der Mauer und dem Zusammenbruch der Blöcke, als wir dachten, der Frieden sei ausgebrochen – ein schlimmer Krieg mit allen Zutaten, nicht nur des Nationalismus, uns verstört hat. Wir konnten es uns nicht erklären: Menschen, die viele Jahre friedlich in einer Stadt, einem Land nebeneinander gelebt haben, gehen plötzlich aufeinander los und massakrieren sich. Das hat immer ganz praktische Auswirkungen. Damals, Mitte der 90er-Jahre, haben wir auch eine Auswirkung davon erfahren: Das Land Hessen hat damals mehr Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien aufgenommen als der Rest Europas zusammen. Das war eine große Herausforderung für uns.

Gerade diskutieren wir erneut solche Fragen in diesem Hause. Die Welt ist nicht sicherer geworden – man denke an den Krieg in Syrien, den Konflikt im Nahen Osten oder daran, welche Antwort auf die Situation zwischen der Ukraine und Russland zu geben ist. Ist uns das egal? Können wir uns wegducken? Ich glaube nicht, dass wir uns wegducken können. Ich glaube auch nicht, dass uns das egal sein kann. Darum aber geht es mir: zu begreifen, dass wir gefordert sind – dass jeder an seiner Stelle tut, was er kann, und diejenigen, die Politik betreiben, allemal –, möglichst kluge Antworten zu geben und dort, wo wir es können, Frieden zu halten und dort, wo er nicht ist, möglichst Frieden zu schaffen.

In der Debatte von heute Morgen habe ich alle Facetten dieser Diskussion mitbekommen. Es wäre vermessen, dies alles im Rahmen eines Grußwortes aus meiner Sicht zu bewerten. Ich will aber deutlich machen, dass diejenigen, die heute jung sind – und diejenigen, die nicht mehr ganz so jung sind –, die Aufgabe haben, sich immer wieder Gedanken darüber zu machen, was man tun und lernen kann. Da bleibe ich bei dem Thema Europa und bei all dem, was unser Tagesgeschäft ausmacht.

Und so verstehen Sie bitte unseren Ansatz: Krieg und Frieden in Europa an drei großen Daten, die alle auf dieses Jahr fallen, um deutlich zu machen: Wie ist es denn gewesen und welche Schlüsse können wir daraus ziehen?

Ich habe vor einiger Zeit zwei Dinge gelesen, die mich sehr beschäftigt haben. Das eine war eine Rede des damaligen Präsidenten der berühmten amerikanischen Stanford University im Jahre 1913. Dort sagte er in einem Festvortrag, dass die Sorge, in Europa könne ein Krieg ausbrechen, völlig unbegründet sei. Der ewig angedrohte und erwartete Krieg in Europa sei völlig absurd, was er in einer ganzen Reihe von Punkten dargelegt hat. 1912 gab es einen Welt-Bestseller: „Die große Illusion“. Das war sozusagen die intellektuelle Grundlage für diesen Vortrag. Ein Jahr danach war der Krieg da.

Wir können uns heute gar nicht vorstellen, dass Millionen junge Menschen mit Begeisterung in den Krieg ziehen. Das muss uns doch irgendwie verstören. Wie konnte das eigentlich sein? Was ist da schiefgelaufen? Warum hat es niemand verhindert? Hätte man eingreifen können, und wenn ja, wie?

Das Zweite, was ich gelesen habe, war ein Bericht über Weihnachten 1914 in den Feldern von Flandern. Dort wurden die Kampfhandlungen zwischen deutschen, britischen und französischen Truppen eingestellt, und sie feierten gemeinsam Weihnachten. Sie haben gemeinsam gesungen und sogar Geschenke miteinander ausgetauscht. Das kann man eigentlich nur, wenn dieses Fest des Friedens für alle in gleicher Weise Bedeutung hat. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese – in der Regel jungen – Männer nicht auch die Hoffnung hatten, dass möglichst bald Frieden sein würde. Das klingt völlig unglaublich: Vorher noch Auge in Auge in einem insgesamt mechanisierten Krieg, das Einzelschicksal gegeneinander, dann Weihnachten feiern und sich am nächsten Tag wieder gegenseitig zu erschießen. Wie geht das? – Das beschäftigt mich.

Deshalb bieten wir diese Vortragsreihe im Sinne dieses Dreiklangs an: Der Respekt vor den Opfern. Das Verstehen, warum es so gekommen ist, wie es gekommen ist. Und, wenn es geht, kluge Lehren zu ziehen, um die Fehler nicht zu wiederholen, die andere begangen haben, und Wege zu einer guten gemeinsamen Zukunft zu finden.

Damit dies gelingt, ist es immer sehr gut, sich die Ereignisse von jemandem schildern zu lassen, der weiß, wie es war. Und Sie, sehr verehrter Herr Professor Münkler, sind bereits vielfach hervorgetreten: Ihre Bücher „Der Große Krieg“ oder „Mitte und Maß“ haben Sie als einen tiefen Kenner nicht nur, aber ganz besonders des Ersten Weltkriegs und von allem, was damit zusammenhängt, ausgewiesen. Wir freuen uns sehr, dass Sie die Einladung angenommen haben, uns zu berichten und die Dinge aus Ihrer Sicht zu beleuchten. Wir freuen uns auf Ihren Vortrag, und sagen Sie uns: Wie ist es gewesen, warum ist es gekommen, wie es gekommen ist, und was können wir daraus lernen? – Herzlichen Dank.

# VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**



## DER ERSTE WELTKRIEG ALS DIE „URKATASTROPHE“ DES 20. JAHRHUNDERTS

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren! Ich will versuchen, die aufgeworfenen Fragen anzugehen. In der Zeit, die mir zur Verfügung steht, wird das freilich nur sporadisch möglich sein.

Nicht nur um den Krieg in seiner Dynamik zu verstehen, sondern auch um die Frage, was man aus ihm lernen kann, einigermaßen angemessen an Sie heranzutragen, muss man sich zunächst vor Augen führen, dass dieser Krieg aus mehreren Kriegen zusammengesetzt war und erst das Zusammenkommen dieser verschiedenen Kriege zu dem großen Krieg in Europa geführt hat. Sowohl die Militärs als auch die Politiker sind zuvor überzeugt gewesen, dass es diesen großen Krieg, der als Erschöpfungskrieg geführt werden würde, entweder nicht geben würde oder sie ihn würden verhindern können. Nach dieser Vorstellung hätten die Politiker entweder auf Verhandlungen und eine Friedens- und Entspannungspolitik gesetzt oder die Militärs hätten versucht, Strategien der Erschöpfung durch solche der schnellen Niederwerfung zu ersetzen, also einen Krieg zu führen, von dem der Kaiser im August 1914 erklärte: „Wenn das Laub von den Bäumen fällt, seid ihr wieder zu Hause.“ Das ist nicht als schnöde Ideologie oder Täuschung zu nehmen, sondern Wilhelm II. ist dabei den Vorgaben seiner Militärs gefolgt, die ihm zugesagt hatten, es würde ein schneller Krieg werden und damit ein Krieg, in dem noch einmal das Militär die Dinge entschied.

Bekanntlich ist es kein solcher Krieg geworden, sondern der Krieg hat sich in die Länge gezogen. Deswegen hat ihn am Schluss auch nicht das Militär entschieden, sondern die Überlegenheit der ökonomischen Ressourcen bzw. der Rückgriff auf demografische Ressourcen –, also auf „Menschennmaterial“, wie man es damals nannte – hat den Ausschlag gegeben. Das heißt auch, dass es am Ende dieses Krieges nicht mehr möglich war, den militärischen Sieg in politischen Machtzuwachs und ökonomische Prosperität zu überführen, wie sich das alle Beteiligten bei Kriegsbeginn vorgestellt hatten; am Ende dieses Krieges waren alle am Krieg beteiligten Großmächte Verlierer – vielleicht mit Ausnahme der USA, die erst spät in den Krieg eingetreten sind und bei denen noch am ehesten die Rechnung aufgegangen ist, die der britische Kriegsminister Herbert Kitchener anstellte und

die dann vom amerikanischen Finanzminister McAdoo sowie Außenminister Lansing übernommen wurde. Diese Rechnung lautete: Wer als Letzter in den Krieg eintritt und sich zunächst nicht voll engagiert, aber am Schluss die Entscheidung herbeiführt, ist der eigentliche Sieger dieses Krieges. Während die Rechnung bei den USA vielleicht aufgegangen ist, war dies bei den Briten definitiv nicht der Fall: Sie sind in den Krieg als Gläubiger der Welt eingetreten und haben ihn als Schuldner der USA verlassen.

Dies sind ein paar Aspekte, die man sich vor Augen führen muss, um zu verstehen, warum aus der Julikrise 1914 der „große Krieg“ geworden ist und warum George Kennan ihn als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet hat: Ausschlaggebend dafür waren das Zusammenfließen einer Reihe von Konflikten und die nach damaliger Vorstellung unendlich lange Dauer dieses Krieges. Das nachzuvollziehen fällt uns nicht ganz leicht, weil wir mit Blick auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts keine Vorstellung davon haben, wie jemand im Herbst 1913 oder Frühjahr 1914 auf das 19. Jahrhundert zurückgeblickt hat. Nach dem Ende der Napoleonischen Kriege und dem Wiener Kongress gab es zwar Kriege in Europa, aber es ist immer gelungen, diese zu lokalisieren, aber auch zeitlich zu begrenzen, insofern sie im Prinzip in einer Schlacht entschieden wurden. Wenn wir das 19. Jahrhundert entgegen dem Vorschlag von Eric Hobsbawm, der es bekanntlich mit der Französischen Revolution, also 1789, beginnen lassen wollte, erst mit dem Wiener Kongress, also 1815, beginnen lassen, so hat es in diesem Jahrhundert sehr wohl Kriege gegeben, aber sie haben nicht sehr tief in die politische und vor allem nicht in die gesellschaftliche Ordnung eingegriffen. Sie haben zwar zur Nationalstaatsbildung in Deutschland und Italien geführt, aber die wirklich großen Kriege fanden außerhalb bzw. am Rande Europas statt – der Sezessionskrieg in den USA und auch der Krimkrieg, den Briten und Franzosen im Verbund mit dem Osmanischen Reich gegen Russland geführt haben. Dies waren die wirklich großen und zermürbenden Kriege dieses Zeitraums.

Im Grunde war allen Politikern und Militärs klar, dass sich ein Krieg in Europa unter keinen Umständen über mehrere Jahre hinziehen durfte. Um das zu verhindern, so die Schlussfolgerung, musste man schnelle Kriege planen. Es gab freilich auch eine Reihe von Publizisten und Politikern, die Krieg prinzipiell ablehnten oder versuchten, Entspannungspolitik als Kriegsverhinde-

rungepolitik zu betreiben. Da waren zunächst diejenigen, die der politischen Linken zuzuordnen sind: So schreibt Friedrich Engels 1895, wenn sich auf den Schlachtfeldern Europas acht bis zehn Millionen Männer gegenseitig abgewürgt hätten und das künstliche Getriebe aus Handel und Industrie zusammengebrochen sei, dann würden die Kronen zu Dutzenden auf den Straßen rollen und es werde sich keiner finden, der sie aufheben werde.

Erstens war das eine ziemlich präzise Analyse hinsichtlich der Verlustzahlen des Ersten Weltkriegs auf den Schlachtfeldern. Zweitens war es eine sehr genaue Antizipation im Hinblick auf die sozialen und ökonomischen Auswirkungen des Krieges. Und drittens sind die Kronen dann tatsächlich zu Dutzenden auf den Straßen gerollt, und es fand sich keiner, der sich danach gebückt hätte. Aber das war nicht nur bei der politischen Linken klar – Ralph Norman Angells „Great Illusion“ wurde von Herrn Bouffier bereits erwähnt –, auch der polnisch-russische Bankier Johann von Bloch hat in acht Bänden durchgerechnet, was ein länger andauernder Krieg die europäischen Gesellschaften kosten würde, und ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, dass diese Gesellschaften nicht mehr robust genug seien, sich den „Luxus“ eines solchen Krieges zu leisten, wie dies für agrarische Gesellschaften möglich gewesen ist. Deshalb gab es bei den Liberalen, denen Angell und Bloch zuzurechnen sind, ebenfalls eine tiefe Überzeugung, dass dieser Krieg nicht stattfinden würde, zumindest nicht als großer europäischer Krieg – schließlich war man dafür doch viel zu klug und zu vernünftig.

Nun könnte man vielleicht meinen, dass sich das für die politische Rechte, die Nationalisten zumal, anders dargestellt habe. Aber es war kein anderer als die Ikone des preußischen Militärs, nämlich der ältere Moltke, der in seiner letzten Reichstagsrede – er saß auch im Reichstag – erklärte: „Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert!“ – Die Formel eines dreißigjährigen Krieges ist interessant, denn wenn man beide Weltkriege zusammenzieht, so hat Moltke mit seiner Vorhersage recht behalten. Seine – in der Regel historisch nur leidlich gebildeten – Zuhörer wussten natürlich, was damit gemeint ist. Siebenjähriger Krieg hieß: Sachsen zerstört, Böhmen und Mähren verwüstet, Schlesien ebenfalls zerstört, Preußen erschöpft. Dreißigjähriger Krieg hieß: ganz Mitteleuropa zerstört.

Im Prinzip wollten sie alle keinen großen Krieg. Aber die Konsequenzen, die sie zogen, waren unterschiedlicher Art. Es gab politische Konsequenzen, die den Krieg grundsätzlich zu verhindern versuchten, und es gab den Versuch einer Überbrückung bzw. Auflösung der Blöcke, die sich seit der Jahrhundertwende in Europa gebildet hatten. In gewisser Hinsicht betrieb der deutsche Reichskanzler von Bethmann Hollweg ab 1911 eine solche Politik, mit der es ihm zu verhindern gelang, dass der erste Balkankrieg von 1912 und der zweite Balkankrieg von 1913 auf Europa übergriffen. Es steht also die Frage im Raum, warum es 1914 nicht gelungen ist, diesen Krieg auf den Balkan zu begrenzen, ihn als dritten Balkankrieg zu führen. Zugegebenmaßen wäre dies für die Balkanregion schrecklich gewesen, aber der Krieg wäre nicht zur europäischen Urkatastrophe geworden, sondern als ein weiterer Krieg in einer notorisch unruhigen Region in die Geschichte eingegangen.

Der Erste Weltkrieg setzte sich aus mehreren Kriegen zusammen. Gehen wir sie der Reihe nach durch: Da ist zunächst der geschichtlich weit zurückreichende Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich, der sich um die Frage der Hegemonie in Mittel- und Westeuropa drehte. Man kann sagen, dass dieser Konflikt bis zu Ludwig XIII. oder zumindest Ludwig XIV. zurückgeht, sich unter Napoleons I. steigerte und in der Zeit Napoleons III. noch einmal aufgenommen wurde. Dann veränderten sich die Gewichte, als 1871 das Deutsche Reich entstand. Dieser Konflikt ist also nicht nur ein Konflikt um Elsass-Lothringen – Elsass-Lothringen ist gewissermaßen die Spitze des Eisbergs, bei dem nur ein Zehntel über Wasser liegt –, vielmehr geht es um die Frage, wer West- und Mitteleuropa dominiert: die Franzosen, die es über lange Zeit getan haben, oder aber die Deutschen, die mit der Reichsgründung im Spiegelsaal von Versailles deren Nachfolge angetreten haben, aber nicht die alleinige Hegemonialmacht geworden sind? Dieser Konflikt war im Sommer 1914 durchaus latent, zumal mit Raymond Poincaré ein Lothringer französischer Präsident geworden war, aber er war nicht akut. Dieses Konfliktes wegen wäre der Krieg im Jahre 1914 mit Sicherheit nicht ausgebrochen.

Dieser deutsch-französische Krieg steht im Zentrum unserer Erinnerungen. Das hat viel mit der Aussöhnungspolitik zwischen Deutschland und Frankreich zu tun, bei der das Memorialpolitische in den Mittelpunkt gerückt wor-

den ist – von der Kathedrale von Reims bis zum Fort Douaumont, wo de Gaulle und Adenauer sowie Mitterrand und Kohl das Ende der Feindschaft beschworen haben. Und wenn sich demnächst die Präsidenten Hollande und Gauck am Hartmannswillerkopf treffen, ist es abermals diese Dimension des Krieges, die in den Mittelpunkt der Erinnerung gestellt wird. Sich dieser Seite des Krieges zu erinnern, ist mithin am leichtesten, weil dieser Konflikt, der in den Jahren 1940 bis 1944 während des Zweiten Weltkrieges noch einmal eine Rolle gespielt hat, allerdings keine zentrale, heute keine Rolle mehr spielt, sondern stillgestellt ist – zumindest so lange, wie die Achse Berlin–Paris funktioniert. Deutsche und Franzosen haben sich gewissermaßen darüber verständigt, sich die Rolle des semi-hegemonialen Akteurs in Europa zu teilen. Solange das funktioniert, ist es gut.

Der zweite Konflikt ist memorialpolitisch etwas heikler: es ist der Konflikt über die Frage der Weltordnung im 20. Jahrhundert. Allen beteiligten Beobachtern war vor 1914 klar, dass das British Empire, der Weltpolizist des 18. und des 19. Jahrhunderts, diese Rolle im 20. Jahrhundert so nicht mehr würde spielen können. Hierfür gab es zwei Gründe. Erstens waren den Briten zwischenzeitlich einige Akteure sehr nahe gekommen bzw. hatten sie bei zentralen wirtschaftlichen Indikatoren, wie der Industrie- und Stahlproduktion, überholt – dazu zählten sowohl die USA als auch das Deutsche Reich, andererseits waren die Briten nicht mehr in der Lage, so viel in ihre Flotte zu investieren, dass diese ganz selbstverständlich den Zwei-Flotten-Standard, die stets angestrebte Überlegenheit gegenüber den zwei nächstgroßen Seemächten, beibehalten konnte; ein Ziel, das die USA noch heute gern für sich in Anspruch nehmen. Dafür aber haben die Ressourcen der Briten zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr ausgereicht.

Ganz unterschiedliche Akteure dachten im Vorfeld des Ersten Weltkrieges also darüber nach, wie die Weltordnung im 20. Jahrhundert aussehen könnte. Die berühmte Formel vom „Platz an der Sonne“, die der frühere Reichskanzler Georg von Bülow ausgegeben hatte, zielte auf den Anspruch einer Beteiligung des Deutschen Reiches an der Weltherrschaft. In gewisser Weise lässt sich das nachvollziehen, denn Deutschland war – in manchen Punkten vor den USA, in manchen dahinter, in der Regel aber vor Großbritannien – die Industriemacht des frühen 20. Jahrhunderts geworden. Um es etwas vereinfacht zu sagen: Es hatte einen rasanten Aufstieg hinter

sich, den man heute allenfalls mit dem Aufstieg Chinas in den letzten Jahrzehnten parallelisieren könnte. Dieser rasante Aufstieg hatte zum Ergebnis, dass man mit dieser Rolle überfordert war: Man konnte sie nur ein bisschen tapsig spielen, trat viel zu häufig polternd auf, vor allem in der Person des Kaisers, und versuchte, lautstark und gelegentlich rumpelig seine Ansprüche geltend zu machen. Im Unterschied zu einem klassischen Agrarland ist ein Industrieland in hohem Maße verwundbar, wenn es keine Seekontrolle ausübt – das ist heutzutage das Problem Chinas, weswegen sie der Ukraine einen Flugzeugträger torso abgekauft und ihn zu einem einsatzfähigen Flugzeugträger fertiggestellt sowie eine Reihe von Raketenkreuzern gebaut haben, ganz im Stil einer gegen die USA gerichteten Risiko-Flotte. Das ist die Politik, die auch damals von den Deutschen betrieben wurde, nämlich den Briten zu zeigen, dass man ihnen erhebliche Verluste zufügen könnte, um so ihre Bereitschaft zu steigern, Deutschland einen Anteil an der Seeherrschaft einzuräumen.

In diesem zweiten Konflikt ging es also um die Frage, wer zu den globalen Akteuren des 20. Jahrhunderts gehören würde. In Europa hatte sich seit dem 17. Jahrhundert ein System entwickelt, in dem fünf Mächte dominierten: Am Anfang waren noch Schweden und Spanien dabei, die dann ausgeschieden sind und durch Russland und Preußen ersetzt wurden. Ferner gehörten Großbritannien, Frankreich und – als notorischer Wackelkandidat – die Donaumonarchie bzw. Österreich-Ungarn dazu. Es hätte in der damaligen Vorstellungswelt nahegelegen, diese europäische Pentarchie in den globalen Rahmen zu projizieren. Aber man wusste, dass mindestens zwei nichteuropäische Mächte dabei sein würden, nämlich die USA und Japan – die USA aufgrund ihrer Industrieproduktion und ihres Bevölkerungswachstums und Japan, weil es als erste nichteuropäische Macht eine europäische Macht in einem großen Krieg geschlagen hatte, nämlich die Russen im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/1905.

Es stellt sich also die Frage, welcher der fünf europäischen Mächte nicht bei der globalen Machtverteilung dabei sein würde: Österreich-Ungarn mit Sicherheit, zumal es im eigentlichen Sinne keine Seemacht war. Großbritannien war gesetzt. Russland war zwar riesig groß, aber als Land mit den meisten Attentaten und der Revolution von 1905 sowie dem verlorenen Krieg gegen Japan im Inneren instabil. In Russland gab es also Niedergangsjahre in

der politisch-militärischen Elite, die dazu führten, dass das Land nach außen aggressiver auftrat, als es erforderlich war. Vielleicht würde aber auch Frankreich ausscheiden: Nach den Briten war es zwar die größte Kolonialmacht, hatte aber eine vergleichsweise schwache Industrieproduktion. Die Deutschen sind immer weiter vorbeigezogen, ohne dass Frankreich hätte mithalten können. Frankreich war ein Rentierstaat, der einen relativ hohen Kapitalanteil exportierte, um entsprechende Zinsen zu erhalten, was auch als Element der Außenpolitik eingesetzt wurde. Dadurch war es jedoch in hohem Maße verwundbar. Vor allem aber ging man in Frankreich um 1890 herum statistisch zu einer Zwei-Kind-Politik über – natürlich gab es im katholischen Frankreich nach wie vor Familien mit vier oder mehr Kindern, dafür gab es aber im städtischen Bereich auch vermehrt Familien mit nur einem oder gar keinem Kind. In Deutschland dagegen hatte jede Familie statistisch drei Kinder. – Vielleicht würden aber auch die Deutschen ausscheiden, die zwar in der Industrieproduktion gewaltig aufgeholt hatten – nicht nur in der Stahlproduktion, sondern vor allem in der elektrotechnischen Industrie, bei einer ungeheuren Überlegenheit in der chemischen Industrie. Zudem hatten sie demografisch nach wie vor hohe Reproduktionsraten. Geopolitisch aber befand Deutschland sich in einer schwierigen Position, denn es hatte keinen ungehinderten Zugang zu den Ozeanen und war unter der Bedingung des bestehenden Bündnisses von zwei Fronten her einkreisbar. Was bei den Russen die Niedergangsjahre waren, waren bei den Deutschen Einkreisungsjahre, man war geängstigt und fühlte sich unter Zeitdruck. Die Verkürzung des Zeitrahmens für politisches Handeln war zweifellos ein Grund dafür, dass in der Julikrise 1914 viele Akteure nicht klug und mit langfristigen Perspektiven kalkulierten, sondern glaubten, es gehe um Sein oder Nichtsein.

Das war der zweite Krieg innerhalb des Ersten Weltkriegs, und der wurde wesentlich zur See ausgetragen. Ein „Weltkrieg“ war es übrigens deswegen, weil die deutschen U-Boote den Krieg bis in den Atlantik hineintrugen und weil auch in Afrika gekämpft wurde und der Krieg dort in manchen Regionen fast so viele Tote gefordert hat wie in den Materialschlachten Europas – nicht unbedingt infolge von Kampfhandlungen, sondern infolge von Seuchen und Krankheiten. Man darf nicht vergessen, dass der Erste Weltkrieg der erste Krieg war, bei dem mehr Menschen durch unmittelbare Feindeinwirkung als durch Seuchen und Krankheiten ihr Leben verloren.

Dies ist auch einer der Gründe dafür, warum der Krieg so lange gedauert hat: Verbesserte Hygiene führte dazu, dass weniger Soldaten an ihren Verwundungen starben und dass die Truppen nicht durch Seuchen hinweggerafft wurden. Dies war immer ein Problem bei der Zusammenballung großer Menschenmassen. Das ist eine dramatische Veränderung gegenüber allen früheren Kriegen, als man noch sagen konnte, dass der Krieg „ausbrennen“ würde – sowohl hinsichtlich des Materials als auch mit Blick auf die einsetzbaren Soldaten. Mit den Fortschritten der Chirurgie gelang es, zwei Drittel der Schwerverwundeten wieder frontverwendungsfähig zu machen.

Mit Blick auf diesen zweiten Krieg im Kriege kann man sagen, auch er sei heute vorbei: Keine der europäischen Mächte kann mehr den Anspruch erheben, ein dominierender Akteur der Weltpolitik zu sein. Man hält sich bei Fragen globaler Verantwortung eher zurück. Jedoch muss uns im Hinblick auf dieses Problem etwas anderes Sorgen bereiten: Zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges gehört der relative Bedeutungsverlust des Weltpolizisten Großbritannien seit ungefähr 1880–1885, durch den die Frage aufgeworfen wurde, wer an dessen Stelle treten würde. Überträgt man dies auf die ersten eineinhalb Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts, zeigt sich ebenfalls ein relativer Überlegenheitsverlust der USA als Weltpolizist. Das ist in mancher Hinsicht eine Parallele zur Entwicklung vor 1914. Dennoch – auch dieser Konflikt war 1914 latent, aber nicht akut. Wegen dieser Konfliktlinie wäre der Krieg Anfang August 1914 nicht ausgebrochen.

Es ist der dritte Konflikt im Krieg, der entscheidend war, aber ihn zu erfassen ist schwierig: Es geht um die Frage, wie die Zukunft der multinationalen, multireligiösen und multilingualen Imperien des Ostens – also Mittel- und Osteuropas, aber auch des Nahen und Mittleren Ostens – im 20. Jahrhundert aussehen würde. Diese Frage war sehr kompliziert, und die Antwort war offen. Dieser dritte Konflikt im Krieg ist häufig übersehen worden, weil die Alternativen – multinationales Großreich oder Nationalstaaten – nicht mit den Frontlinien des Krieges identisch waren. Von den drei Imperien des Ostens – der Donaumonarchie, dem Osmanischen Reich und dem Zarenreich – standen die ersten beiden auf der einen und das Zarenreich auf der anderen Seite. Aber der strukturelle Konflikt drehte sich um die Frage, ob diese Großreiche den Krieg überstehen oder ob sie im 20. Jahrhundert durch eine andere Ordnung abgelöst würden. – Wir kennen den Ausgang

der Geschichte: Die Großreiche sind allesamt zerfallen. Keines dieser Reiche hat das Jahr 1918 überlebt, das Zarenreich nicht einmal das Jahr 1917.

Dieser Konflikt um die politische Ordnung Mittel- und Osteuropas sowie des Nahen und Mittleren Ostens war derjenige, der die beiden anderen Konflikte scharf machte und entzündete. Es ging um die Frage, ob man diesen Raum politisch wie Westeuropa organisieren würde, nämlich dass das Territorium und die nationale Zugehörigkeit kongruent sein würden. Diese Idee ist 1789 entstanden, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts von den Italienern in den Risorgimento-Kriegen und von den Deutschen in den Reichseinigungskriegen umgesetzt und wanderte dann weiter nach Osten. Problematisch war das vor allem mit Blick auf die Donaumonarchie, wo einige Völker entweder ganz aus dem Reichsverband heraus oder weitgehende Autonomie bekommen wollten, kurz, wo es nicht, wie in anderen Kriegen, um das Verschieben von Grenzen ging, sondern um eine grundlegende Neuordnung des politischen Raums. Das gilt nicht nur für die Donaumonarchie, sondern auch für das Zarenreich, aus dem Finnen, Balten und Polen herausstrebten. Dieser Konflikt war kaum verhandelbar, und er war auch durch eine noch so umsichtige Entspannungspolitik nicht aufzulösen.

Dieser dritte Konflikt innerhalb des Ersten Weltkriegs ragt im Übrigen auch ins 21. Jahrhundert hinein, denn es ist nicht gelungen, diese Räume dauerhaft zu stabilisieren – vielleicht in der nördlichen Hälfte mit der Entstehung Finnlands, der baltischen Staaten und Polens. Der Balkanraum ist jedoch ein unruhiger Raum geblieben bzw. er ist es in den 1990er-Jahren mit den jugoslawischen Zerfallskriegen wieder geworden. Nun kann man sagen: Das bekommen die Europäer in den Griff. Mit ein bisschen Polizei, ein bisschen Militär und etwas mehr Geld kauft man den Gewaltakteuren dieses Raums die Gewaltoption ab und stellt sie ruhig. Es wäre gut, wenn dies gelänge. Aber dahinter schließen sich weitere postimperiale Räume an: der Schwarzmeerraum und der Kaukasus. Auch die Ukraine ist kein national geschlossener Raum, wie wir jetzt gelernt haben. Dass der Kaukasusraum mit seinen Spannungsverhältnissen in vielerlei Hinsicht dem Balkan ähnelt, konnte man in den 1990er-Jahren beobachten.

Es kommt aber ein noch sehr viel größeres Problem hinzu, und das ist der Zerfall der Ordnung, die das Osmanische Reich hinterlassen hat. Man muss



sich noch einmal vor Augen führen, dass dieses Reich drei Kontinente übergriff und dabei nach Europa hineinreichte – von dort wurde es erst im Russisch-Türkischen Krieg von 1879 weitgehend vertrieben. Es reichte auch nach Afrika hinein, denn offiziell gehörte Ägypten – auch, wenn die Briten seit den 1880er-Jahren dort administrativ und militärisch präsent waren – nach wie vor zum Osmanischen Reich. Bis 1911 gehörten auch die Cyrenaika und Tripolitanien, also das, was wir heute Libyen nennen, dazu und natürlich der gesamte Bereich Mesopotamien, Palästina und derlei mehr. Es ist den Europäern in den 1916 getroffenen Verabredungen zwischen dem Briten Sykes und dem Franzosen Picot – auch der russische Außenminister Sazonow war daran beteiligt – nicht gelungen, eine stabile Neuordnung dieses Raumes zu schaffen. Das Sykes-Picot-Abkommen sah eine französische Einflusszone in Syrien und im Libanon sowie eine britische Einflusszone im heutigen Kuwait und Teilen des Irak vor, und dazwischen sollte der Versuch gemacht werden, mit ein paar Wüstenscheichs stabile Territorialstaaten zu organisieren. Davon ist heutzutage wenig übrig geblieben.

Es ist schon ein Witz der Geschichte, dass ausgerechnet im Jahr 2014, also im Centinarium von 1914, diese Ordnung mit dem syrischen Bürgerkrieg und dessen Übergreifen auf den Irak auseinanderfällt und deutlich wird, dass dort neben dem islamistischen Kalifatstaat auch ein Kurdenstaat entstehen könnte. Die Kurden haben 1918 Pech gehabt: Viele Völker haben damals ihren Nationalstaat bekommen, die Kurden jedoch nicht. Vielleicht werden sie es jetzt schaffen, vielleicht auch nicht. Aber wenn sie es schaffen, wird das ein großes Problem sein, denn die Türkei wird das schwerlich akzeptieren. Die Europäer hoffen zurzeit noch sehr darauf, dass die USA die Probleme dieses Raumes lösen werden. Wenn aber zutrifft, womit wir zu rechnen haben, dass die USA nämlich infolge der Verlagerung ihrer Aufmerksamkeiten aus dem mittelmeerisch-atlantischen in den pazifischen Raum auch ihre Ressourcen umorganisieren, dann wird dies ein Problem der Europäer sein.

Die Flüchtlingsströme, die infolge des Zerfalls der Staaten des Nahen Ostens und der sich dort einhausenden Gewalt entstehen oder bereits entstanden sind, werden den Europäern zu schaffen machen. Dann wird die Formel auftauchen, wonach solche Konflikte dort bekämpft werden müssen, wo sie entstehen. Und dann stehen wir vor einer Fülle von Problemen,

einschließlich der Frage, wie wir das Entstehen solcher Konflikte verhindern können und verhindern wollen. Kurzum: Das wird das Problem sein, was uns als Europäer im nächsten Jahrzehnt sehr, sehr viel Geld kosten wird. Ob es uns Soldaten oder nur Geld für humanitäre Hilfe kosten wird, lässt sich noch nicht sagen.

Was lernen wir daraus? – Ich möchte ein paar Punkte zusammenstellen. Offenkundig ist der Versuch der Militärs gescheitert, einen langen Erschöpfungskrieg zu vermeiden, indem man kurze, schnelle Niederwerfungskriege plante. Interessanterweise hatten ja nicht nur die Deutschen einen solchen Offensivplan, sondern auch die Russen mit dem Plan 19, dem zufolge nach Erledigung der Flankenbedrohungen in Ostpreußen und im östlichen Galizien die Russen über Schlesien vorstoßen und die dortigen Industrieviere einnehmen wollten. Klar ist auch, dass die Österreicher Offensivpläne hatten: Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf hat sie immer durchgespielt. Aber auch die Franzosen hatten Offensivpläne: Als Joseph Joffre Generalstabschef wurde, organisierte er die bisherige Planung um. Sein Plan XVII sah vor, aus Lothringen heraus mit zwei Armeen parallel zur Mosel vorzustoßen, den Rhein zu überschreiten, das Ruhrgebiet zu besetzen und auf diese Weise den Krieg zu beenden, da Deutschland dann keine Industrieproduktion mehr gehabt hätte. Der deutsche Schlieffen-Plan wiederum sah vor, den französischen Festungsgürtel östlich zu umgehen, die französischen Truppen von hinten zu fassen und so den Krieg im Westen innerhalb weniger Wochen zu beenden.

Alle diese Pläne waren im Herbst 1914 definitiv gescheitert. Daher stellt sich als Weiteres die Frage, warum es nicht gelungen ist, den Krieg zu diesem Zeitpunkt zu beenden. Gemessen an dem, was sie vorher wussten – unter allen Umständen kein Erschöpfungskrieg –, hätten Politik wie Militär sich eingestehen müssen, dass es nun an der Zeit war, den Krieg zu beenden, da er sonst zu einem Erschöpfungskrieg werden würde, der unabhängig von seinem Ausgang Europa zerstören musste. Aber das hat man nicht getan; es gab nicht einmal entsprechende Versuche. Das ist erklärungsbedürftig. Ich möchte vier Erklärungen vorschlagen, von denen keine wirklich verifiziert werden kann, weil es keine Versuche dazu gegeben hat. Es handelt sich also um hypothetische Erklärungen.

Erstens. Es gab im Herbst 1914 keinen starken neutralen Dritten auf dem europäischen Kontinent, der die Konfliktparteien zwingen konnte, miteinander zu verhandeln. Den gab es nicht, weil Großbritannien am 4. August 1914 in den Krieg eingetreten war, und es gab ihn vor allem auch deswegen nicht, weil die Briten, wie erläutert, an einem langen Krieg interessiert waren. Sie führten zwar Krieg gegen Deutschland, aber im Prinzip zählten auch die Franzosen und die Russen zu ihren Konkurrenten. Den Franzosen hatten sie in der Fashoda-Krise gegenübergestanden, und mit den Russen hatten sie über lange Zeit das „Great Game“ gespielt. Es gab also keinen neutralen Vermittler, denn die Amerikaner spielten 1914 in Europa noch keine große Rolle.

Zweitens. In beiden Bündnissen zeigte sich: Nicht die Feinde waren das Problem, sondern die Verbündeten. Das Misstrauen innerhalb der Bündnissysteme war gewaltig. Bei den Feinden wusste man, woran man war, und bekämpfte sie. Aber das Misstrauen etwa der Briten und Franzosen gegenüber den Russen, dass diese mit den Deutschen einen Separatfrieden schließen könnten, war ungemein groß. Das Misstrauen der Österreicher, dass die Deutschen ihre eigenen Interessen vertraten und sie im Kampf gegen die Russen verbluten ließen, war nicht minder groß. Innerhalb dieser Bündnissysteme hat sich im Herbst 1914 daher niemand zu sagen getraut: „Wir haben Hunderttausende Männer verloren, wir haben im Prinzip keine Kräfte mehr, wir haben auch eine Munitionskrise – wir sollten diesen Krieg beenden.“ – Das traute sich keiner, denn unter den Bedingungen des Misstrauens würde das besagen, wer solche Ideen hat, ist schwach und er würde bei den Verhandlungen über einen Frieden nicht berücksichtigt werden. Es gilt also die Mikado-Regel: Wer zuckt, hat verloren.

Drittens. Dieser Grund ist schwieriger: Die Menschen sind in die Falle ihrer Sprache gegangen. Sie begriffen die gefallenen Männer eben nicht als Tote, sondern sakralisierten sie zu „heiligen Gefallenen“, die ein Vermächtnis hinterlassen haben, das einen verpflichtete. Man muss sich nur die Reden von Intellektuellen und Politikern anschauen: „Unsere großen Toten.“ – Diese sakrale Dimension nötigte dazu, die Gefallenen nicht als Tote „abzuschreiben“, sondern man fühlte sich verpflichtet, den Krieg bis zum Sieg weiterzuführen. Das glaubte man den Gefallenen schuldig zu sein.

Viertens. Hier kommen wir zur Kriegsfinanzierung: In fast allen europäischen Ländern zog der Staat gegen das Versprechen einer entsprechende Verzinsung aus der Gesellschaft Geld heraus. In Deutschland funktionierten die Krieganleihen sehr gut. Man gab dem Vaterland sein Geld, aber gegen das Versprechen, es erstens zurückzubekommen und dann zweitens mit fünf Prozent Zinsen. Es ist klar: Hätte man zum damaligen Zeitpunkt den Krieg beendet, wäre das Geld verloren gewesen, zumindest die Zinsen. Dies der Bevölkerung klarzumachen, traute sich keiner der Politiker. Dieselben Männer – Frauen spielten ja keine Rolle –, die keine Probleme hatten, den physischen Mut ihrer Soldaten einzufordern und die Männer in den Tod zu schicken, hatten nicht den moralischen Mut, zu sagen: „Ihr habt eben Pech gehabt und euer Geld für die falsche Sache gezeichnet; es ist verloren. Aber bevor wir den Krieg weiterführen und er zu einer großen Katastrophe wird, müsst ihr eure Spekulationen abschreiben.“

Das sind vier Punkte, aus denen heraus man verstehen kann, warum nicht Bilanz gezogen und nüchtern agiert wurde. Stünde mehr Zeit zur Verfügung, würde ich ausführlicher die Frage ansprechen, warum die Männer dennoch weiterkämpften, anstatt zu sagen: „Bitte, Herr General, dort steht der Feind – greifen Sie an. Nehmen Sie Ihren Stab mit, aber wir bleiben hier.“ Warum fanden keine Kampfstriks im großen Stil statt? – Wenn man die Frage so stellt, zeigt sich, dass es solche Kampfstriks durchaus gegeben hat. Der Weihnachtsfriede von 1914 wurde von Ministerpräsident Bouffier schon erwähnt. Ein richtiger Kampfstriks war das Überlaufen von tschechischen Einheiten der österreichisch-ungarischen Armee zu den Russen. Oder der Umstand, dass die russischen Soldaten relativ schnell kapitulierten. Zunächst kämpften sie und zeigten die legendäre Tapferkeit der russischen Infanterie, aber dann kapitulierten sie: bei Tannenberg 90.000 Soldaten, voll bewaffnet, munitioniert, Artillerie dabei, alles. Kein Durchbruchversuch zur eigenen Front. Nach der Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnów kapitulierten Hunderttausende russischer Soldaten. Diese Kriegsgefangenen waren die Voraussetzung dafür, dass das Deutsche Reich den Krieg überhaupt weiterführen konnte, denn die Bauern hatten nicht nur ihre Pferde, sondern auch ihre Knechte an die Front abgegeben. Sie brauchten Kriegsgefangene, um die landwirtschaftliche Produktion aufrechtzuerhalten. Und da kamen die in Gefangenschaft geratenen russischen Soldaten, gerade recht. Bei den Italienern gab es nach der zwölften Isonzoschlacht Kampfstriks, und

die Franzosen weigerten sich nach der Nivelle-Offensive im Frühjahr 1917, weiterhin anzugreifen. Vielleicht kennen Sie Kubricks „Wege zum Ruhm“, in dem dieses Problem verarbeitet worden ist.

Nur die Briten und die Deutschen machten so etwas im Grunde nicht. Das müsste ausführlich erklärt werden, aber ich will es ganz kurz machen: Die Briten setzten darauf, dass sie den Krieg aufgrund ihrer überlegenen Ressourcen gewinnen würden – vielleicht nicht gleich, aber auf längere Sicht. Das ließ sie weiterkämpfen. Spätestens nach dem Kriegseintritt der USA im April 1917 war klar, dass sie es schaffen würden. Was hatten die Deutschen dagegenzusetzen? Eigentlich recht wenig. Aber sie betrieben eine Politik der revolutionären Infektion. So ließen sie den Sultan im November 1914 den Heiligen Krieg ausrufen. Aber diese eine Waffe griff nicht. Feldmarschall von der Goltz hatte zwar gesagt, das 20. Jahrhundert würde das Jahrhundert des farbigen Mannes werden, aber damit hatte er sich um 30 bis 40 Jahre verschätzt. Die zweite Waffe der Deutschen war die des Nationalismus. Sie unterstützten den irischen Osteraufstand von 1916, und vor allem feuerten sie von einem ganz bestimmten Zeitpunkt an, ab dem sie der Überzeugung waren, Österreich-Ungarn sei kein zuverlässiger Verbündeter mehr, den Nationalismus im Osten an. Sie stellten ein finnisches Jägerregiment auf, rekrutierten Truppen in den baltischen Staaten und versuchten, so etwas wie eine Helotenarmee der Polen aufzubauen, was nur daran scheiterte, dass Pilsudski nicht dabei mitmachte. Interessanterweise versuchte das so häufig als konservativ dargestellte Kaiserreich also, die multinationalen Imperien von innen heraus zu destabilisieren.

Die dritte Karte, die Deutschland spielte, war die schärfste, nämlich der Transfer von Wladimir Uljanow, der sich Lenin nannte, von Zürich nach Sassnitz, wo er auf eine schwedische Fähre ging – wohl ausgestattet mit einigen Millionen Reichsmark, um aus dem Sektiererblättchen „Prawda“ eine Propagandawaffe zu machen. Diese Karte stach tatsächlich: Nach dem Scheitern der Kerenski-Offensive brach die russische Armee zusammen, und es kam an der Ostfront zum Separatfrieden mit den in Petrograd und Moskau an die Macht gelangten Bolschewiki. – Das alles waren Gründe, warum die Deutschen glaubten, den Krieg doch noch gewinnen zu können, trotz der materiellen Überlegenheit der Gegenseite. Außerdem waren sie durchaus bereit zu lernen, und das taten sie vor allem in taktischer

Hinsicht. Weil die Deutschen permanent lernten, konnten sie den Krieg so lange durchhalten. Was lernen wir daraus? Es genügte nicht, aus diesem Krieg zu lernen – das haben die Deutschen ja durchaus getan –, sondern man musste auch das Richtige lernen. Und das haben die Deutschen nicht getan. Deswegen ist als Nächstes über den Zweiten Weltkrieg zu sprechen. – Vielen Dank für Ihre Geduld.

## SCHLUSSWORTE

### **Norbert Kartmann, Präsident des Hessischen Landtags:**

Hochverehrter Herr Professor Münkler, vielen Dank für den ersten Teil Ihrer Vortragsreihe. Wenn man nach einer Vorlesung sagt, dass die Zeit bis zur nächsten zu lang ist, weil es gerade so spannend ist, so ist das als Lob zu verstehen. Deswegen noch einmal herzlichen Dank für diesen wunderbaren und hervorragenden Vortrag. Wir freuen uns auf die Fortsetzung. Zweifels- ohne hatten Sie aufmerksame Zuhörer. Wenn ein hochkarätiger Experte die Zusammenhänge erläutert, sind sie einfacher zu verstehen – am Applaus haben Sie bemerkt, dass dies offenbar gelungen ist.

### **Volker Bouffier, Hessischer Ministerpräsident:**

Sehr geehrter Herr Professor Münkler, meine Damen und Herren! Wir möchten uns zunächst bei Ihnen bedanken und ich möchte Ihnen einen kleinen Gruß überreichen – als Dankeschön für heute und gewissermaßen als Vor- schuss für das nächste Mal.

Sie haben das Schicksal, in Berlin leben zu müssen, obwohl Sie Hesse sind. Wir sind Berlin in jeder Hinsicht verbunden, aber wir wollen Ihnen eine kleine Freude und Erinnerung mitgeben, nämlich den Hessenlöwen in einer besonderen Ausfertigung in Höchster Porzellan. Ich habe es oft genug gesagt, möchte es Ihnen aber trotzdem noch einmal mitgeben: Der Löwe ist stark, der Löwe ist mutig, er ist auch klug – das alles passt auch wunderbar zu Ihrer Aufgabe. Wenn Sie ihn repräsentativ irgendwohinstellen, sehen Sie seine Pranke: Nehmen Sie diese Gebärde nicht als Drohung, sondern als Gruß aus Hessen, als Dankeschön und als Zeichen der Verbundenheit mit Hessen und Ihrer Geburtsstadt Friedberg. Alles Gute, und weiterhin viel Erfolg bei Ihrer Arbeit.

# BEGRÜSSUNG

## **Norbert Kartmann**

Präsident des Hessischen Landtags



Meine Damen und Herren, sehr geehrte Gäste! Ich begrüße Sie herzlich zum zweiten Teil unserer Ringvorlesung im Zusammenhang mit den Gedenktagen zum Beginn des Ersten Weltkriegs, des Zweiten Weltkriegs und dem Fall der Mauer bzw. des Eisernen Vorhangs.

Ich freue mich sehr über Ihr zahlreiches Erscheinen. Als ich Student war, sind alle Hörsäle so voll gewesen. In diesem Zusammenhang möchte ich die Schüler und künftigen Studenten aus der Oranienschule Wiesbaden und der Georg-Büchner-Schule Darmstadt herzlich bei uns willkommen heißen.

Ich freue mich, einen Gast aus dem benachbarten Rheinland-Pfalz begrüßen zu können, der Herrn Landtagspräsidenten Mertens vertritt: Herzlich willkommen, Herr Vizepräsident Schnabel.

Herr Vizepräsident Lortz und ich freuen uns mit allen Abgeordneten, dass Sie alle hier sind. Aus Zeitgründen kann ich Sie leider nicht alle einzeln begrüßen. Ganz herzlich heiße ich allerdings noch den Ministerpräsidenten willkommen, der ein kurzes Grußwort sprechen wird. Im Mittelpunkt steht bei solchen Veranstaltungen immer derjenige, der die Vorlesung hält: Herzlich willkommen, Herr Professor Münkler.

Ich möchte mich auch bei all denjenigen Kollegen aus der Verwaltung und der Staatskanzlei bedanken, die diesen Termin heute möglich gemacht haben. Die erste Vorlesung hat das Interesse geweckt, noch mehr zu hören – wir sind wirklich sehr gespannt auf Ihren Vortrag, Herr Professor Münkler.

# GRUSSWORT

## **Volker Bouffier**

Hessischer Ministerpräsident



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, meine Herren Vizepräsidenten, liebe Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete, verehrte Gäste, liebe Schüler! Herr Landtagspräsident Kartmann hat darauf hingewiesen: Es ist eine gemeinsame Veranstaltung des Hessischen Landtags und der Landesregierung.

Zum einen glauben wir, dass wir uns selbst vergewissern sollten, nach dem Motto: Wie ist es gewesen? Zum anderen wollen wir darüber nachdenken und darüber diskutieren, was wir für unsere gemeinsame Zukunft aus den Ereignissen der Vergangenheit lernen können.

Diese Trias gründet auf drei Daten, die in diesem Jahr zu Recht immer wieder thematisiert werden: 100 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, 75 Jahre nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und 25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989. Diese drei Daten bilden sozusagen die Klammer, die für unsere gesamte Arbeit und Entwicklung in Zukunft von überragender Bedeutung sein wird.

Deshalb begrüße ich ganz herzlich die Schülerinnen und Schüler. Ich hatte vorhin Gelegenheit, mich mit einigen von ihnen zu unterhalten. – Ich freue mich sehr, dass Sie heute da sind; denn Sie sind die Generation, die die Zukunft gestalten wird. Zukunft kann man nur gestalten, wenn man weiß, warum es so gekommen ist, wie es heute ist, und daraus die richtigen Schlüsse für unsere gemeinsame Zukunft zieht. Das wollen wir Ihnen mitgeben, auch wenn es nicht ganz einfach sein mag. Aber es ist leicht erklärbar.

Wir haben die große Freude, seit 68 Jahren in Frieden in diesem Land leben zu dürfen, ohne Krieg. Das ist auf dieser Welt sehr, sehr selten. Ihre Generation und meine, wir kennen Krieg zwar aus Erzählungen oder aus dem Fernsehen, aber dennoch ist es irgendwie weit weg. Noch heute gibt es auf der Welt jede Menge kriegerische Auseinandersetzungen, auch in Europa. Wer aber verstehen möchte, was da eigentlich zwischen der Ukraine und Russland geschieht, wird eine vernünftige Antwort nicht finden können, ohne zu wissen, wie es vorher gewesen ist. Nichts fällt da einfach vom Himmel – vielmehr ist jeder Einzelne Teil der Geschichte.

Aus diesem Grunde ist es notwendig, gelegentlich die großen Linien deutlich zu machen. In der ersten Runde haben wir uns mit der Urkatastrophe,

dem Ersten Weltkrieg, beschäftigt. Für uns in Deutschland ist eigentlich der Zweite Weltkrieg das zentrale Thema – die dunkelste Stunde unserer Geschichte, eingebettet in eine Diktatur der Nazis und furchtbares Elend im eigenen Land, wie auch für viele Menschen in anderen Ländern.

In Frankreich, Belgien und anderen Ländern wird noch heute vom „Grande Guerre“ gesprochen, womit der Erste Weltkrieg gemeint ist. Allein dies auseinanderzunehmen zeigt und erklärt gelegentlich schon, warum manches unterschiedlich bewertet wird und unterschiedliche Schlüsse zur Folge hat.

Nachdem in der ersten Veranstaltung die Entwicklung und die Folgen des Ersten Weltkriegs besprochen wurden, wollen wir uns heute den Entwicklungen und Folgen des Zweiten Weltkriegs zuwenden. Wir wollten nicht, dass es der Ministerpräsident oder der Landtagspräsident erklärt, sondern wir sind sehr dankbar, dass wir mit Professor Münkler einen ausgewiesenen Experten haben finden können. Deshalb bedanke ich mich nochmals bei Ihnen, dass Sie diese Trias übernommen haben. Sie sind vielfach als Experte ausgewiesen und haben den Blick des Wissenschaftlers, der in aller Regel frei ist vom Verdacht einer politischen oder gar parteipolitischen Färbung dessen, was war.

Die großen Historiker haben immer gesagt, Aufgabe des Historikers sei es, zu erklären, wie es gewesen ist – das ist das eine. Mindestens genauso wichtig aber ist, dass wir Lehren daraus ziehen, die uns zeigen, wie es werden soll – in unserem gemeinsamen Interesse, besonders aber im Interesse derer, die heute jung sind, kurz vor dem Ende ihrer Schullaufbahn stehen und einen Anspruch darauf haben, sich ein Leben zu gestalten, in dem sich ihre Träume und Wünsche erfüllen. Mir ist wichtig, dass ihr dabei immer versteht, dass dies in einer Linie liegt: Diese ist manchmal gut, und manchmal weniger gut. Aber sie ist unausweichlich.

In diesem Sinne begrüße ich Sie alle, auch im Namen aller Kolleginnen und Kollegen der Hessischen Landesregierung. Wir freuen uns gemeinsam auf den Vortrag von Herrn Professor Münkler.



*Vortrag im historischen Stadtschloss:*

*Prof. Dr. Herfried Münkler (l.); in der ersten Reihe ab 5. v. l.: Ministerpräsident Volker Bouffier, Landtagspräsident Norbert Kartmann, Generalkonsulin Serbiens Aleksandra Đorđević*

# VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**



## DER ZWEITE WELTKRIEG. SEINE VORGESCHICHTE UND DIE FOLGEN

1914, 1939 und 1989: das sind nicht nur Erinnerungsdaten des Jahres 2014, die in diesem Jahr infolge der „runden“ Abstandszahlen – einhundert, fünfundsiebzig und fünfundzwanzig Jahre – sich einer besonderen Aufmerksamkeit erfreuen, sondern es sind auch Markierungen für die Illusionen, Irrtümer und schließlich Verbrechen deutscher Politik im 20. Jahrhundert, für das Verschwinden Deutschlands als europäische Großmacht, für die Teilung Deutschlands und des Kontinents und schließlich für die überraschende Wende, die Wiedervereinigung Deutschlands und das Wiedererstehen einer europäischen Mitte, die inzwischen wieder von Deutschland besetzt ist.

Mit Blick auf das Jahr 1914 taucht also sogleich die Frage auf, ob es die deutsche Politik diesmal klüger und verantwortungsvoller mit dieser Position in der Mitte des Kontinents und im Zentrum des Geschehens umzugehen versteht als vor einhundert Jahren, als sie die unterschiedlichen Konflikte in Europa zusammenführte, anstatt sie voneinander zu separieren und zu lokalisieren. Im Hinblick auf das Jahr 1939 stellt sich die Frage nach Klugheit und Weitsicht nicht, sondern nach der Bereitschaft zum Verzicht auf eine Hegemonialposition in Europa. Um die nämlich ging es in den ersten beiden Kriegsjahren, um eine Revision der Ergebnisse des Ersten Weltkriegs. Die Frage nach der Klugheit und Weitsicht der deutschen Politik ist just in diesem Jahr der runden Erinnerungszahlen keine akademische Frage, sondern hat politische Aktualität erlangt. Das hat nicht allein mit dem Krieg im Osten der Ukraine zu tun, sondern auch mit dem Umstand, dass das amerikanische Disengagement in Europa inzwischen auch in den Reaktionen des Westens auf das russische Agieren erkennbar wird: Die USA haben bislang in der Ukraine Krise kein größeres Engagement gezeigt – mit der Folge, dass der Bundesrepublik Deutschland in den europäischen Reaktionen die Rolle einer Leading Nation zugefallen ist. Deutschland hat sich nicht nach dieser Rolle gedrängt, sondern sie ist ihm zugefallen. Und jetzt kommt es darauf an, klug und weitsichtig damit umzugehen.

Aber was ist in diesem Fall klug und weitsichtig? Schon sind die historischen Analogien wieder da: Trifft die von 1914 zu, wo die militärische Karte zu früh ins Spiel gebracht wurde und man länger hätte verhandeln sollen? Oder befinden wir uns eher in den Konstellationen von 1938, als die Westmächte

glaubten, aus dem Verlauf der Julikrise 1914 gelernt zu haben, und zögerten, Hitlers Politik der militärischen Erpressung entschlossen entgegenzutreten? Ich halte beide Analogien für falsch, aber die Häufigkeit, mit der sie jetzt ins Spiel gebracht werden, zeigt doch auch, dass wir nach wie vor im Schatten der beiden politischen Katastrophen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts denken und handeln. 1914 und 1938/39, das sind die intellektuellen, politischen, schließlich politikanalytischen Traumata der Europäer, namentlich der Deutschen. Gedenkjahre haben auch die Aufgabe, solche Traumata zu bearbeiten und zu überwinden. Damit soll das Schreckliche, das damals über die Menschen gekommen ist, nicht vergessen werden. Keineswegs. Aber es ist eine verhängnisvolle Blockade der politischen Urteilskraft, wenn bei jeder größeren politischen Krise die Hitler-Analogie auftaucht. Sie führt regelmäßig in die Irre.

### **1914–1945: ein weiterer Dreißigjähriger Krieg?**

In dem ersten Vortrag habe ich mich mit dem Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkriegs beschäftigt, mit dem Zerfall bzw. politischen Scheitern des europäischen Mächtesystems, das in den beiden Jahrzehnten zuvor aus dem Gleichgewicht geraten war, dem Untergang der multinationalen und multireligiösen Großreiche in Mittel- und Osteuropa sowie im Nahen Osten, wo der Krieg auch nicht am 11. November 1918 endete, sondern bis in die 1920er Jahre fort dauerte, des Weiteren mit dem Kampf um die Hegemonie in Mittel- und Westeuropa, der vor allem zwischen Deutschland und Frankreich ausgetragen wurde, in dem aber auch die Briten eine Rolle spielten, weil sie verhindern wollten, dass Westeuropa unter die ausschließliche Kontrolle eines ihrer Konkurrenten fiel, und schließlich mit dem deutschen Anspruch auf Teilhabe an der Weltherrschaft, der zum Konflikt mit dem herkömmlichen „Weltpolizisten“ Großbritannien geführt hatte. Meine These war, dass der Erste Weltkrieg aus (mindestens) drei Kriegen zusammengesetzt war – dem um die Hegemonie in Mittel- und Westeuropa, dem um die politische Ordnung Mittel- und Osteuropas und dem um die Weltordnung des 20. Jahrhunderts –, und dass die besondere Verantwortung des Deutschen Reiches darin bestand, durch seine militärischen Planungen für den Kriegsfall, den Schlieffen-Plan, und sein politisches Agieren in der Julikrise diese im Prinzip voneinander getrennten Konflikte zusammengeführt und so zum Großen Krieg in Europa verschmolzen zu haben. Ich spreche darum von einer ausschlaggebenden Verantwortung der Deutschen für

den Ersten Weltkrieg, vermeide aber den Begriff Schuld, weil der ein Wollen dieses Krieges und seine systematische Vorbereitung unterstellt, die es so nicht gegeben hat. Die Planung von Angriffsoperationen im Kriegsfall war keine deutsche Besonderheit, sondern sie findet sich bei allen kontinental-europäischen Mächten. Im Falle der Deutschen hatte dies jedoch andere Effekte als bei den „Flügelmächten“ Europas. Das ist es, was ich meine, wenn ich von der gesteigerten Verantwortung der Macht in der Mitte des Kontinents spreche.

In vielerlei Hinsicht lässt sich der Zweite Weltkrieg als Wiederaufnahme dieser drei Konflikte des Ersten Weltkriegs analysieren, nur dass dieses Mal die deutsche Seite eine ganz andere Rolle spielte als 1914, wobei sie glaubte, aus dem für sie unglücklichen politisch-militärischen Verlauf des Ersten Weltkriegs „gelernt“ zu haben. Darauf will ich gleich zurückkommen. Zunächst aber noch ein kurzer Blick auf diejenigen Deuter der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, die wegen der Kontinuität der drei Konflikte – europäische Hegemonie, mitteleuropäische Herrschafts- und Einflusszonen, Weltordnung – die beiden großen Kriege zu einem einzigen großen Krieg, zu einem weiteren Dreißigjährigen Krieg, zusammenschreiben wollen. Churchill und de Gaulle haben für sich in Konkurrenz zueinander den Anspruch auf Urheberschaft dieser Sichtweise geltend gemacht. Sie haben dabei auf ein Analysemodell zurückgegriffen, das der antike Historiker Thukydides in seinem Buch über den Peloponnesischen Krieg am Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts erstmals angewandt hat und das dann erneut bei der Darstellung der Kriege zwischen 1618 und 1648, die wir als den Dreißigjährigen Krieg in Europa bezeichnen, verwendet worden ist: Man räumt zwischenzeitlichen Friedensschlüssen keine größere Relevanz ein und beschreibt die Abfolge der Kriege als einen einzigen zusammenhängenden Krieg. Dementsprechend hat Thukydides selbst seine Darstellung des Krieges als *Xyngraphé*, als Zusammenschreibung bezeichnet.

Diese Sichtweise hat sich für den Ersten und Zweiten Weltkrieg nicht durchgesetzt; beide Kriege werden durch die vorangestellten Ordinalzahlen als voneinander getrennt bezeichnet und begriffen. Das mag mit der starken Dominanz von Nationalgeschichtsschreibung zu tun haben, die sich gegen eine solche konkludierende Betrachtung wehrt, aber wohl auch damit, dass der Zweite Weltkrieg nicht nur in Europa, sondern auch in Ostasien und



im Pazifik ausgetragen worden ist, was im Ersten Weltkrieg – sieht man von der schnellen Eroberung der deutschen Kolonie Kiautschou durch die Japaner im Spätsommer 1914 ab – nicht der Fall war. Der Erste Weltkrieg war ein wesentlich europäischer Krieg, der Zweite Weltkrieg hingegen war ein globaler Krieg, der im Übrigen, wenn man ihn als solchen betrachtet, nicht erst 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen, sondern bereits 1936/37 mit dem militärischen Ausgreifen der Japaner nach China begann. Der deutsche Angriff auf Polen am 1. September 1939 war der Auftakt zum europäischen Weg in den Zweiten Weltkrieg, der zum Weltkrieg erst 1941 wurde, als die Kriege in Europa und Ostasien durch den japanischen Überfall auf die in Pearl Harbor liegende US-amerikanische Pazifikflotte und die deutsche Kriegserklärung an die USA zum Weltkrieg im buchstäblichen Sinn wurden. Aber auch sonst steht das Jahr 1941 für eine tiefgreifende Zäsur im Kriegsgeschehen, insofern als in diesem Jahr die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion angriff und dieser neue ‚Kriegsschauplatz‘ zu einem Raum der Gewalt wurde, der alles bis dahin Erlebte und für möglich Gehaltene überstieg.

Für die Unterscheidung zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg ist aber auch Folgendes wichtig: Der Erste Weltkrieg war ein Krieg, der aus deutscher Sicht um die Teilhabe an der bestehenden Weltherrschaft, nicht jedoch um eine Veränderung der ihr zugrundeliegenden Prinzipien geführt wurde. Das war beim Zweiten Weltkrieg anders, in dem es um konkurrierende, grundsätzlich verschiedene Weltordnungsprinzipien ging. Bei allen Verbindungslinien, die es zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gibt, spricht doch vieles dafür, sie nicht zu einem weiteren Dreißigjährigen Krieg „zusammenzuschreiben“. Schauen wir uns den Zweiten Weltkrieg in seinem Verlauf also etwas genauer an.

### **Vom räumlich begrenzten Revisionskrieg zum globalen Weltordnungskrieg**

Deutschland hat im September 1939 den Krieg begonnen, um die ein Jahr zuvor mit der Besetzung und dem Anschluss Österreichs begonnene Revision der politischen Ordnung in Mitteleuropa jetzt auch mit kriegerischen Mitteln fortzusetzen. Mit Blick auf die Ressourcenverteilung und in Anbetracht der Erfahrungen des Ersten Weltkriegs war die politisch-militärische Führung Deutschlands an einer räumlichen wie zeitlichen Begrenzung des Krieges interessiert. Das gilt im Übrigen auch für Japan, das bei seinen Eroberungs-

zügen in der Mandschurei Beute machen wollte, ohne sich dabei mit dem „Rest der Welt“ anlegen zu müssen. Beide Kalküle erwiesen sich als Fehlrechnungen, denn Kriege dieser Art waren damals nicht mehr zu lokalisieren, also räumlich so zu begrenzen, dass die in einem geopolitischen Raum dominierende Macht sich ungehindert durchsetzen konnte, ohne dass die Mächte angrenzender Räume in diese Kriege eingriffen. Infolgedessen setzte eine Eskalationsdynamik ein, die in den Weltkrieg führte. Das war 1941 mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion und dem japanischen Überfall auf die USA bei Pearl Harbor der Fall. Der Krieg begann 1937 oder 1939, je nachdem, ob man auf Europa oder Ostasien schaut, doch zu einem globalen Krieg, zu einem Weltkrieg im wörtlichen Sinn, wurde er erst 1941.

Dazu ein paar Überlegungen: Alle europäischen Großmächte glaubten aus dem Großen Krieg von 1914 bis 1918 gelernt zu haben. Die Franzosen waren zu der Überzeugung gelangt, dass sie einen derart verlustreichen Krieg kein zweites Mal durchstehen würden, und wiewohl sie ein wiedererstarkendes Deutschland fürchteten, schreckten sie vor entschlossenen Gegenmaßnahmen bei der Rheinlandkrise von 1936 zurück, als die Wehrmacht entgegen den Versailler Bestimmungen ins Rheinland einrückte. Frankreich hatte im Ersten Weltkrieg im Vergleich zu Deutschland höhere Verluste erlitten, jedenfalls wenn man die Zahl der Gefallenen auf die Zahl der mobilisierten Männer bezieht, und es hatte seit dem späten 19. Jahrhundert eine niedrigere demografische Reproduktionsrate als die Deutschen. Die Deutschen litten unter der Niederlage, die Franzosen unter ihren furchtbaren Verlusten. Bei den Briten spielten weniger die Verluste des zurückliegenden Krieges als vielmehr die Sorge um die wirtschaftliche Prosperität in Europa, die sich gerade erst wieder erholte, und das Interesse am Erhalt des Empire die Hauptrolle. Chamberlain gab Hitler nach, weil er eine Eskalation zum Krieg wie in der Julikrise von 1914 vermeiden wollte, und dabei wurde er von einer Mehrheit der Briten unterstützt. Eine Eskalation zum Großen Krieg vermeiden wollten auch die Deutschen, aber bei ihnen ging es nicht um prinzipielle Kriegsvermeidung, sondern um eine Sequenzialisierung des Krieges: Hitler und die Wehrmachtsführung setzten auf territoriale Revisionen, die sie mit militärischem Druck oder notfalls auch mit einem kleinen begrenzten Krieg erreichen wollten. Was aus deutscher Sicht unbedingt vermieden werden musste, war ein neuerlicher Zwei-Fronten-Krieg wie im Ersten Weltkrieg, bei

dem die eigenen Ressourcen überfordert wurden. Und außerdem wollte man einen langen Erschöpfungskrieg vermeiden, an dem man 1918 schließlich zusammengebrochen war. Also entwarf die Wehrmachtsführung eine Strategie des „Blitzkriegs“, die den Krieg im Sinne eines „Feldzugs“ innerhalb weniger Wochen entscheiden sollte. Die strategische Devise lief im Unterschied zu 1914 also nicht auf Zusammenführung der Konflikte, sondern auf deren Separierung und zeitliche Sukzession hinaus.

Man wollte die Kriege also erstens voneinander trennen, sie zweitens räumlich begrenzen und drittens zeitlich schnell und erfolgreich beenden, um die eigene militärische Überlegenheit zum Tragen bringen zu können und sich nicht auf einen langfristig angelegten Ressourcenabgleich einlassen zu müssen. Den nämlich würde man verlieren, wie das im Krieg von 1914 bis 1918 der Fall gewesen war. Für die Entwicklung dieser Blitzkriegsstrategie war das militärische Lernen, das im Ersten Weltkrieg stattgefunden hatte, eine wesentliche Voraussetzung. Die Frontoffiziere des ersten Krieges bildeten die Generalität Hitlers im zweiten Krieg. Die militärischen Erfolge der Jahre 1939 bis 1941 und dann noch einmal die des Jahres 1942 gehen im Wesentlichen auf ihr Konto. Es war aber auch klar, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, wenn er räumlich und zeitlich entgrenzt würde. Wie das gelingen sollte, als England nach der Eroberung Frankreichs im Sommer 1940 nicht einlenkte und sich mit Hitler über die gegenseitige Anerkennung von Einfluss- und Interessensphären verständigte, blieb unklar. Womöglich sollte der Überfall auf die Sowjetunion die Briten zum Einlenken nötigen. Als das 1941 eskaliert wurde, wussten die Klügeren, wie er enden würde: mit der zweiten Niederlage Deutschlands. Die Eskalation der Gewalt, durch die sich die Kriegführung im Osten von der im Westen unterschied, war – auch – eine Folge der Ahnung einer drohenden Niederlage.

Zur Vermeidung eines Zwei-Fronten-Krieges hatte Hitler den Pakt mit Stalin geschlossen, in dem sich die beiden Diktatoren über die machtpolitische Neuaufteilung Mittel- und Mitteleuropas verständigt hatten. Man kann auch sagen: Die beiden Verlierermächte des Ersten Weltkriegs, Deutschland und Russland, verbündeten sich miteinander, um in Mittel- und Mitteleuropa tendenziell die Verhältnisse aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wiederherzustellen und den zwischen ihnen entstandenen Gürtel von Nationalstaaten wieder auszulöschen. Das war eine Rückkehr zu den alten

imperialen Konstellationen, aber nicht mehr in der relativ toleranten Form von vor 1914, sondern in Form einer Durchsetzung radikaler Ideologien, der des Bolschewismus oder der des Nationalsozialismus. Was in Mittel- und insbesondere Mitteleuropa entstand, waren „gewaltoffene Räume“. Timothy Snyder hat diese in einer jüngeren Veröffentlichung als „Bloodlands“ bezeichnet. Der eigentliche Coup des Hitler-Stalin-Pakts aber war, dass Deutschland bis 1944, bis zur Landung der Westalliierten in der Normandie, keinen Zwei-Fronten-Krieg führen musste, wenn man einmal von dem Angriff britisch-amerikanischer Truppen auf Sizilien und Süditalien absieht. Die Vermeidung dessen war zweifellos eines der Lernergebnisse aus dem Ersten Weltkrieg. 1944 endete dann auch das Bündnis zwischen Hitler und Teilen der konservativen bzw. militärischen Elite Deutschlands, das 1934 mit der Ermordung der SA-Führung durch die SS geschlossen worden war, in dem gescheiterten Staatsstreich, dessen Auftakt das Attentat auf Hitler am 20. Juli bildete.

Fassen wir vorläufig zusammen: Was man aus dem Ersten Weltkrieg „gelernt“ hatte, war fatal. Zurückhaltung gegenüber Hitler bei den Westmächten, militärische Effektivierung und geostrategisch ausgerichtete Dispositionen bei den Deutschen, Letzteres aber auch bei den Sowjets. Entgegen einigen Ansätzen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte man nicht gelernt, die Strukturen der politischen Ordnung Europas von Krieg auf Frieden umzustellen, sondern man richtete das Lernen bei den einen auf Kriegsvermeidung und bei den anderen auf Kriegseffektivierung.

### **Die Brutalisierung des Krieges, die Verbrechen der Wehrmacht und die Entscheidung über eine neue Weltordnung**

Man kann über den Zweiten Weltkrieg nicht sprechen, ohne auf die Brutalisierung der Kriegführung bei nahezu allen kriegsbeteiligten Parteien, vor allem aber auf die Verbrechen der Wehrmacht und die Ermordung der europäischen Juden einzugehen. Ersteres, die Brutalisierung der Kriegführung, für die es im Ersten Weltkrieg in Belgien, auf dem Balkan und in Galizien durchaus Vorläufer gab, die aber mit den Ereignissen im Zweiten Weltkrieg nicht zu vergleichen sind, ist vor allem auf das Zusammenfließen von Staatenkrieg und Bürgerkrieg auf einigen „Kriegsschauplätzen“ zurückzuführen. Die innergesellschaftlichen Frontstellungen, die seit Ende des Ersten Weltkriegs einem weiteren Ideologisierungsschub unterzogen worden

waren, verbanden sich mit den Eroberungskriegen der Deutschen und der Italiener, die 1936 einen brutalen Eroberungskrieg in Abessinien geführt hatten. Die „Hegung“ des Krieges im 18. und 19. Jahrhundert hatte darauf beruht, dass Staatenkrieg und Bürgerkrieg strikt voneinander separiert waren. Jetzt wurden sie miteinander verbunden, und das war der Wurzelgrund für jene Partisanenkriege, die nach Kriegsende in einigen Ländern zeitweilig heroisiert wurden, die aber eine besonders grausame Form des Krieges darstellen, bei der nicht mehr zwischen Kombattanten und Nonkombattanten unterschieden wird. Das gilt in ähnlicher Weise auch für den strategischen Bomberkrieg, der sich nicht gegen die feindlichen Streitkräfte selbst, sondern gegen deren industriellen und logistischen Rückraum und gegen die Moral der Bevölkerung richtete. Damit erodierten die Grenzziehungen, die im Kriegsvölkerrecht seit dem 17. Jahrhundert hergestellt worden waren. Der Krieg wurde zum totalen Krieg, das heißt, er wurde nicht mehr auf Kampfhandlungen der Soldaten begrenzt, sondern erfasste alles und jeden. Das deutsche Vorgehen in der Sowjetunion, vor allem in Weißrussland und der Ukraine, hatte dazu wesentlich beigetragen.

Davon getrennt zu betrachten ist die Ermordung der europäischen Juden, die mit der Kriegführung eigentlich nichts zu tun hatte und diese verschiedentlich – etwa bei der logistischen Nutzung von Zügen – sogar behinderte. Richtig ist aber auch, dass ohne die zuvor von der Wehrmacht gemachten Eroberungen dieser Völkermord nicht möglich gewesen wäre. Insofern hängen beide doch zusammen. Zum Weltanschauungskrieg, der im Osten geführt wurde, kam dadurch der Rassenkrieg hinzu, in dem und durch den sich die deutsche Seite in Form eines historisch singulären Verbrechens eine moralisch unvergängliche Schuld aufgeladen hat.

Sieht man einmal von der politischen Neugestaltung Mitteleuropas in Jalta und Potsdam ab, die bis 1989/91 Geltung hatte, so drehte sich dieser Krieg ab 1941 nicht mehr um politisch-ökonomische Einflusszonen und Vormacht-räume, sondern um die Prinzipien der Weltordnung: Sollte diese unter kapitalistischen Vorzeichen stehen, was heißt, dass die Ressourcenallokation nach Zahlungsfähigkeit stattfand, oder unter sozialistischen Vorzeichen, womit eine Solidarität der Völker gemeint war, bei der freilich immer unklar blieb, wie sie organisiert sein sollte, ohne kapitalistischen Prinzipien zu folgen, oder sollten nicht Geld und Zahlungsfähigkeit, sondern militärische

Zwangsgewalt bei der Aneignung strategischer Ressourcen ausschlaggebend sein, worauf eine Weltordnung im Sinne des italienischen Faschismus, des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland und des kaiserlichen Japans hinausgelaufen wäre. Das war die weltpolitisch entscheidende Frage, und bei ihrer Beantwortung haben sich zunächst Kapitalismus und Sozialismus in einer durch Hitler erzwungenen Koalition durchgesetzt, bis dann nach Kriegsende die Koalition gegen Hitler schnell zerfiel und es zu einer Teilung der Hemisphären sowie einem im Wesentlichen als wirtschaftliche Konkurrenz ausgetragenen Wettbewerb der Systeme kam. Militärische Gewalt als Mittel bei der Aneignung von Ressourcen wurde in der UN-Charta mit dem Verbot von Angriffskriegen völkerrechtlich geächtet. Vermutlich haben aber die völkerrechtlichen Normen weniger zur Vermeidung eines dritten Weltkriegs beigetragen als der Umstand, dass dieser infolge der Nuklearwaffen beider Seiten zur Selbstauslöschung der Kriegsparteien (und aller anderen auch) geführt hätte. Deutschland, das den Krieg in Europa am 1. September 1939 begonnen hatte, hatte als politischer Akteur zu bestehen aufgehört. Ausdruck und Symbol dessen war die Teilung seines Territoriums. Die damit verbundenen Fragen sollen im letzten Vortrag dieses Zyklus ausführlich erörtert werden.

## SCHLUSSWORT

**Norbert Kartmann**, Präsident des Hessischen Landtags

Herzlichen Dank, Professor Münkler. Wir haben gleich die Motivation bekommen, zum dritten Vortrag wieder zu erscheinen, um uns danach ein Gesamtbild von dem zu machen, was Sie vorgetragen haben.

Im Übrigen werden wir diese Reden in einer Broschüre drucken, sodass sie weiterhin genutzt werden können. Bei gewissen Vorträgen von großer Spannung ist ein anschließendes Nachlesen manchmal sehr hilfreich.

Lieber Herr Professor Münkler, noch einmal herzlichen Dank für die heutige Vorlesung. Es war wieder große Ruhe und Aufmerksamkeit unter den Anwesenden zu spüren. Ich als Dorfschulmeister kann sagen, dass dies das beste Zeichen für guten Unterricht ist. – Vielen Dank.

# BEGRÜSSUNG

**Norbert Kartmann**

Präsident des Hessischen Landtags



Meine Damen und Herren, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Professor Münkler, verehrte Kolleginnen und Kollegen aus dem Landtag, Herr Vizepräsident Lortz, meine Damen und Herren aus dem Kabinett, verehrte Gäste! Ich begrüße Sie herzlich zum dritten Teil unserer Ringvorlesung „Krieg und Frieden in Europa“ mit dem heutigen Vortrag über die Deutsche Einheit und die Europäische Einigung.

Aller guten Dinge sind drei, so sagt man, und das können wir auch so bestätigen: Die Resonanz auf die bisherigen beiden Veranstaltungen war durchweg positiv. Insofern werden wir auch heute ganz sicher wieder eine spannende Stunde erleben.

Die Carl-Schurz-Schule aus Frankfurt ist mit einer Oberstufengruppe vertreten. Ich glaube, dass es besonders für Schülerinnen und Schüler in Ihrem Altersbereich ein spannendes Thema ist. Danke, dass Sie heute hier sind, und herzlich willkommen.

# GRUSSWORT

## **Volker Bouffier**

Hessischer Ministerpräsident



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Parlament und der Landesregierung, verehrte Ehrengäste, verehrte Frau Đorđević, und insbesondere liebe Schülerinnen und Schüler, ich heiÙe Sie herzlich willkommen!

Warum eigentlich machen wir das heute? Weil uns nichts Besseres einfällt? Nachdenken – das alte pädagogische Prinzip. In diesem Jahr gibt es bedeutsame Erinnerungszahlen: Vor 100 Jahren ist der Erste Weltkrieg ausgebrochen, vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg und vor 25 Jahren fiel die Mauer. Dies waren drei Großereignisse, die unser Leben auch heute noch prägen.

Die Landesregierung und der Landtag waren der Überzeugung, es wäre gut, wenn wir versuchten, uns selbst ein wenig zu vergewissern – vielleicht auch Antworten auf unsere Fragen zu erhalten –, was das eigentlich heute für uns bedeutet. Wir hatten uns entschieden, dies nicht selbst zu tun, sondern mit Herrn Professor Münkler als gebürtigem Hessen einen der renommiertesten Historiker und Zeitgeschichtler dafür zu gewinnen, damit er uns in drei Vorträgen dieses Thema nahezubringen und Antworten zu geben versucht.

Im ersten Teil haben wir uns mit der spannenden Frage beschäftigt, wie es zum Ersten Weltkrieg kam. Warum war das so? Warum sind diejenigen, die damals so alt waren wie ihr heute, mit Begeisterung in den Krieg gezogen, und Millionen Tote blieben zurück? Was sagt uns das heute? Im zweiten Teil haben wir uns mit dem Zweiten Weltkrieg und der Nazi-Diktatur beschäftigt. Heute wollen wir im dritten Teil das vereinte Deutschland und das vereinte Europa in den Mittelpunkt stellen.

Wir machen es – und ich halte es für gut, dass wir das tun –, damit wir uns gelegentlich selbst vergewissern. Der Hessische Landtag wird diese Woche in drei Sitzungen tagen, eine Unzahl von Themen behandeln, und jedes für sich hat eine Bedeutung – für die einen mehr, für die anderen weniger. Die Öffentlichkeit wird nur sehr wenig darüber erfahren, was aber diesen Themen ihre Bedeutung nicht nimmt.

Spannender aber ist die Frage, wie wir unsere Arbeit einordnen. Wie wird es etwas Ganzes, das mehr ist als nur die Abarbeitung von rund 70 Tagesord-

nungspunkten? Diese Orientierung brauchen wir, und die, die jünger sind, erst recht; denn das, was war, bestimmt unser Leben in weitesten Teilen – nicht nur heute, sondern noch lange. Dies richtig einzuordnen ist der Versuch, den wir heute unternehmen wollen.

Aus diesem Grund bedanke ich mich dafür, dass Sie heute Zeit gefunden haben. Die angesprochenen Themen sind brandaktuell. Deutsche Einheit und Europäische Einigung sind untrennbar miteinander verbunden. Ohne das europäische Einigungswerk wäre die Deutsche Einheit nicht möglich gewesen, ohne die Deutsche Einheit ist europäische Einigung nicht möglich, mitten in Europa.

Diese Faszination, die seinerzeit herrschte, ist weitgehend verfliegen. Wenn wir in einige Länder Europas schauen, die um ihre Zukunft ringen, die hoffen, einmal Mitglied der Europäischen Union zu werden – sehr geehrte Frau Dorđević, ich denke auch an Serbien und andere Länder –, sie würden diese Frage gut verstehen.

Mir geht es darum, dass wir etwas tiefer einsteigen und Orientierung gewinnen. Warum ist es so, wie es ist? Was lernen wir daraus? Was können wir für die Zukunft dabei gewinnen? – Und das ist überaus aktuell. Diese Europäische Union ist vielleicht nicht die schönste aller Welten – aber es ist die beste, die es jemals gab. Sie ist ein Raum des Friedens, der Freiheit und des Rechts. Das gibt es nirgends sonst auf dieser Welt, sondern nur hier. Und ganz nebenbei sind wir zwar in unterschiedlichem Maße, aber in der Summe mit einem Wohlstand gesegnet, um den einen die ganze Welt beneidet.

„Krieg und Frieden in Europa“ – so haben wir diese Reihe überschrieben. In einem Europa, in dem es ununterbrochen Kriege gab, haben wir – meine Generation, ihr Schüler sowieso, aber auch die meisten der übrigen Anwesenden – das große Glück, seit über 60 Jahren in Frieden und Freiheit zu leben. Das gab es noch nie. Noch niemals ist eine Generation vor uns ohne Krieg davongekommen. Sie sind immer in den Krieg gezogen, und immer ging es um Grenzen. Dieser Friede aber ist zerbrechlich, er ist kein Selbstläufer. Man muss immer wieder um ihn ringen. Man muss immer wieder versuchen, auch Interessengegensätze friedlich auszugleichen.

Deshalb ist es gut, wenn man weiß, wie es war und warum es geworden ist, wie es jetzt ist. Wie kann uns das heute helfen? – Wenn Sie in die Ukraine und nach Russland schauen, haben wir mitten in Europa einen Krieg, zum ersten Mal seit Langem, und wieder geht es um Grenzen. Und zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg werden mit Gewalt Grenzen verschoben. Das darf man nicht zulassen.

Die Lehre – wenn es überhaupt eine gibt – liegt darin, dass nach diesen zwei großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts in Form des Ersten und Zweiten Weltkriegs und allem, was daran hing, große Persönlichkeiten die traditionellen Linien überwunden und gesagt haben, es muss eine Chance geben, dass wir Interessen anders als mit Krieg ausgleichen.

Der Rückfall, den wir zurzeit in Europa erleben, hat alle Zutaten, uns wieder in eine falsche Richtung zu führen, und die bezahlt dann ihr Schüler – ob Carl-Schurz-Schule Frankfurt, eine Schule in Kassel oder wo auch sonst, das ist völlig egal. Was jetzt falsch läuft, müsst ihr bezahlen.

Deshalb geht es darum, dass wir uns an solchen Tagen neben dem, was wir üblicherweise miteinander diskutieren, beantworten und ansonsten tun, wofür ein Parlament da ist, auch einen Moment Zeit nehmen, um zu hören, wie es war, und vielleicht ein wenig Orientierung gewinnen. Das ist es, wofür es uns ging, und daher danke ich Ihnen, dass Sie heute Zeit gefunden haben. Wir haben einen exzellenten Kenner gewonnen, der uns die großen Zusammenhänge nahebringt und von dem ich überzeugt bin, dass er uns auch heute wieder Einsichten liefern wird, die nicht nur nachdenkenswert sind, sondern auch der Orientierung dienen.

Herzlichen Dank für Ihre Anwesenheit, wir freuen uns auf Sie, Herr Professor Münkler. Ich wünsche Ihnen schon jetzt zukünftig viel Erfolg und viel Beachtung. Wir freuen uns, dass Sie als Referent für diese Trilogie zur Verfügung stehen, wir freuen uns auf Ihren Vortrag.

# VORTRAG

**Prof. Dr. Herfried Münkler**



## DAS TAUMELNDE GLÜCK DES MAUERFALLS UND DIE STRESSENDE HERAUSFORDERUNGEN ALS MITTE EUROPAS

„Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in dieser Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert.“ Der das schrieb, war der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel, und es war die Französische Revolution des Jahres 1789, worauf sich diese feierlichen Sätze bezogen. Als Hegel das vor seinen Berliner Studenten vortrug, lag die Französische Revolution schon mehr als ein Vierteljahrhundert zurück, und was auf sie gefolgt war, waren mehr als zwei Jahrzehnte Krieg und Bürgerkrieg, die Europa zutiefst erschütterten hatten. Für einige Jahre hatte Hegel auf Napoleon gesetzt, den er als Vollender und Beendiger der Revolution begriff, als „Weltseele zu Pferde“, wie er nach der Schlacht von Jena und Auerstedt in einem Brief an Niethammer schrieb – aber dann war Napoleon in Russland gescheitert und bei Leipzig und Waterloo besiegt worden. Das bei Jena und Auerstedt von Napoleon gedemütigte Preußen war machtpolitisch wiedererstanden, und Hegel begriff es als „die Wirklichkeit der sittlichen Idee“. Aber er erinnerte sich doch auch an den Enthusiasmus, der ihn 1789 als Studenten am Tübinger Stift ergriffen hatte, und er tat das gegenüber Studenten, die ungefähr so alt waren, wie er es damals gewesen war, in Worten, die noch einmal die Größe des Augenblicks und der mit ihm verbundenen Erwartungen spüren lassen: „herrlicher Sonnenaufgang“, „Enthusiasmus des Geistes“, „erhabene Rührung“.

Im Rückblick auf den 9. November 1989 als Kulminationspunkt einer Entwicklung, die in Polen schon einige Jahre zuvor begonnen, im Frühsommer 1989 auf Ungarn übergegriffen und im Herbst dieses Jahres dann, von Leipzig ausgehend, die gesamte DDR erfasst hatte, würde ich für mich selbst ähnliche Beschreibungen wählen wie Hegel in Erinnerung an die Revolution in Frankreich: Enthusiasmus und Rührung. Hegel und seine Tübinger Freunde Hölderlin und Schelling sind im Sommer 1789 im Übrigen genauso Zaungäste des Geschehens gewesen, wie die Bürger der Bundesrepublik im Herbst 1989. Man hat die Entwicklungen beobachtet, mit Spannung gewartet, wie es weitergehen würde, 1989 vor allem nach dem Massenansturm auf die deutsche Botschaft in Prag und dem Anschwellen der Teilnehmerzahlen der Leipziger Montagsdemonstrationen, aber einen eigenen Einfluss

auf dieses Geschehen hatte man nicht. Man war Zuschauer. Das war im Jahre 1989 mittels der Fernsehbilder in einem buchstäblichen, im Jahr 1789, als man auf Zeitungen angewiesen war, in einem metaphorischen Sinn der Fall. Freilich: Es war gerade die Position des Zuschauers, die einen reflexiven Umgang mit den grundstürzenden und unerwarteten Ereignissen ermöglichte, während die, die mittendrin waren, gar keine Zeit hatten, über das nachzudenken, was sich da abspielte und wovon sie ein Teil waren. Die Rolle des nahdistanten Zuschauers ist eine komfortable Position; man ist gespannt, erregt, aufgewühlt, aber man muss den Preis nicht zahlen, wenn das Befreiungsprojekt schiefgeht und die Machthabenden sich an der Macht halten – mit den Mitteln blutiger Repression, wie wir das ja kurz zuvor, im Sommer 1989, auf dem Tiananmen-Platz in Peking gesehen hatten. Wo die aktiv Beteiligten in dem Augenblick des Geschehens gebannt sind, haben die nahdistanten Zuschauer Entwicklungen vor Augen. Sie sind es, die bangen und hoffen, während die Beteiligten ins Tun verstrickt sind.

Es war sicherlich eine unglückliche Entscheidung, den politischen Gedenk- und Feiertag der Deutschen auf den 3. Oktober und nicht auf den 9. November zu legen. Hitlerputsch 1923 und Reichspogromnacht 1938 sprachen dagegen – ich weiß um die damals geführte Debatte. Rückblickend wird man freilich sagen können, beider Tage, die für das Unheil und die Schande in der deutschen Geschichte stehen, hätte sehr wohl und vermutlich besser gedacht werden können, wenn sie mit dem Nationalfeiertag der Deutschen zusammengefallen wären. So hat man eben ein staatspolitisch wichtiges, emotional aber eher kühles Ereignis gewählt, den vorläufigen Endpunkt einer Entwicklung, die keiner vorhergesehen hatte und die lange in ihrem Ausgang offen war, bis es seit dem Winter 1989/90 der Bundesregierung unter Kanzler Kohl Schritt für Schritt gelang, die Dynamiken unter Kontrolle zu bekommen und in politisch geordnete Bahnen, die so genannten 2+4-Gespräche, zu lenken. Von da an bestimmten nicht mehr die Bürger, sondern die Politiker den Fortgang des Geschehens. Dass sie das – zu nennen sind hier vor allem Kohl und Genscher – mit einem für deutsche Politiker überraschend großen Geschick und Einfühlungsvermögen taten, will ich nicht unerwähnt lassen. Aber für eine emotionsstarke Feier, „Enthusiasmus“ und „erhabene Rührung“, um noch einmal Hegels Begriffe aufzunehmen, war und ist der 3. Oktober der falsche Tag. Wer in diesem Jahr am 9. November in Berlin war, hat das einmal mehr spüren können.

### **1789 und 1989: Die große Französische Revolution und die friedlichen Revolutionen Mitteleuropas**

Aber kommen wir noch einmal zurück zum Jahr 1989. Als es begann, waren Wissenschaftler und Intellektuelle mit dem Rückblick auf das Jahr 1789 und die Große Revolution in Frankreich beschäftigt. Ich selbst hatte für das Sommersemester 1989 an der Goethe-Universität Frankfurt, wo ich damals mit der Vertretung einer Professur beauftragt war, ein Seminar über Theorien der Französischen Revolution angekündigt. Es war mehr als gut besucht, der Seminarraum war hoffnungslos überfüllt. Offenbar fanden viele das Thema interessant. Bis Ende Juli beschäftigten wir uns mit den Etappen der Revolution, der Radikalisierung der revolutionären Parteien, der Politik des Terreur, der Frage, wann die Revolution zu Ende gegangen sei: mit dem Sturz Robespierres, oder mit dem Aufstieg Napoleon Bonapartes, oder erst mit dessen Abdankung und der Restauration des Bourbonenregimes? Wir befassten uns mit den späteren Revolutionen von 1830 und 1848, diesmal auch in Deutschland, mit der Pariser Commune, mit dem Verhältnis der beiden russischen Revolutionen von 1917 zur Französischen Revolution und schließlich mit der Frage, ob der Pariser Mai 1968 eine Reinszenierung des Sommers 1789 gewesen sei. Dann wurde am 14. Juli 1989, exakt dem 200. Jahrestag des Sturms auf die Bastille, die Klausur geschrieben, anschließend waren Semesterferien. Und noch bevor das Wintersemester begann, wurden wir Augen- und Ohrenzeugen einer sich anbahnenden Revolution in Mitteleuropa, von der im Oktober 1989 noch keiner ahnte, dass sie innerhalb kürzester Zeit zum Zusammenbruch des Ostblocks, dann auch der Sowjetunion sowie zum Ende des „real existierenden Sozialismus“ führen würde. Wir hatten das Jahr 1989 als die Analytiker und Kommentatoren der Geschichte begonnen, und dann hat uns die Geschichte eingeholt.

Und wie sie uns eingeholt hatte! Wer wie ich Anfang der 1950er-Jahre geboren ist, hatte sich daran gewöhnt, dass Veränderungen in Deutschland, in Europa im Schneckentempo erfolgten. Die Geschichte schlich und schlurfte buchstäblich dahin. Eine „Politik der kleinen Schritte“ war angesagt. Für diejenigen, die das Geschehen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlebt hatten, war das vermutlich eine Erholung, und was sie am Schneckentempo der Geschichte vor allem wahrnahmen, waren Frieden und Wohlstand. Aber das war auch ein bisschen. Und dann begann im Herbst 1989 die Geschichte plötzlich zu galoppieren und wurde im-



mer schneller und schneller. Entwicklungen, von denen man zuvor gedacht hatte, sie würden Jahre, wenn nicht Jahrzehnte in Anspruch nehmen, vollzogen sich innerhalb weniger Tage. Die Öffnung der Berliner Mauer in der Bornholmer Straße am späten Abend des 9. November wurde zum Symbol dieser rasanten Beschleunigung des Wandels, und es dauerte kein Jahr, dann gab es die DDR nicht mehr, und noch etwas mehr als ein Jahr, dann gab es die UdSSR nicht mehr, von der doch die meisten gedacht hatten, sie sei für die Ewigkeit gemacht.

Obwohl diese Revolution in Mitteleuropa so weitreichende Folgen hatte, verlief sie doch weitgehend friedlich. Am Anfang hatten die Herrschenden noch versucht, durch den Einsatz von Polizei und Militär die Lage wieder in den Griff zu bekommen, und dabei war es auch zu einem brutalen Vorgehen der Sicherheitskräfte gegen die Demonstranten gekommen, aber dabei blieb es dann auch. Und umgekehrt gab es, sieht man von dem Sonderfall Rumänien ab, keine revolutionären Exekutionen. Das macht den Unterschied zwischen den Revolutionen von 1789 und 1989: Während die Französische Revolution, die anschließenden Kriege eingeschlossen, in einem Meer von Blut und Gewalt endete, führten die friedlichen Revolutionen Mitteleuropas in eine Ära leidlicher politischer Stabilität. Damit hatte ein nüchterner Kenner postimperialer Entwicklungen kaum rechnen können. Freilich gab es damals unter dem Einfluss des Enthusiasmus und der Rührung nicht viele in diesem Sinn nüchterne Beobachter. Was es stattdessen gab, waren die Mahner und Warner, denen nun alles viel zu schnell ging, nachdem sie sich an die langsamen Rhythmen der Geschichte gewöhnt hatten. Die überwiegende Mehrheit neigte freilich dazu, die sich nun für die Menschen Mitteleuropas eröffnenden Möglichkeiten zu überschätzen und die vor ihnen liegenden Schwierigkeiten zu unterschätzen. Vor allem wir Deutsche haben im Freudentaumel des Mauerfalls die sozialen Probleme und die wirtschaftlichen Kosten unterschätzt, die der Prozess der Vereinigung beider deutscher Staaten und die Angleichung der Lebensverhältnisse in Ost und West mit sich bringen würden.

#### **Die sozio-ökonomischen Probleme des Vereinigungsprozesses**

Es dürften die späten 1990er-Jahre gewesen sein, als mich ein italienischer Kollege, ein Deutschlandspezialist aus dem Piemont, besuchte, um mit mir – ich war inzwischen von der Goethe-Universität in Frankfurt an die Hum-

boldt-Universität in Berlin gewechselt – über die Probleme der deutschen Vereinigung zu sprechen. Irgendwann während des Gesprächs meinte er, nun hätten auch wir Deutsche unseren Mezzogiorno – sollte heißen: Was für die Nord- und Oberitaliener der Süden Italiens war, nämlich ein Fass ohne Boden, in das man permanent Steuermittel hineinschüttete, ohne dass dies irgendeinen positiven Effekt hatte, das würden die neuen Bundesländer für die alte Bundesrepublik sein. Ich habe, glaube ich, in seiner Feststellung so etwas wie Erleichterung gespürt: Endlich würden die so perfekten Deutschen, die er bewunderte und auf die er auch ein wenig neidisch war, spüren, was es hieß, den Wettlauf um wirtschaftliche Bestleistung mit einem gewaltigen Klotz am Bein absolvieren zu müssen. Ich widersprach, freilich nur vorsichtig und zurückhaltend, verwies auf die unterschiedlichen Mentalitäten der Süditaliener und der Ostdeutschen sowie die Probleme, die nicht nur aus dem Umbau der ökonomischen Strukturen, sondern auch aus überalterter Produktionsausstattung resultierten. Maschinen ließen sich im Unterschied zu Mentalitäten jedoch schnell und leicht austauschen. Nachdem wir uns verabschiedet hatten, habe ich häufig über diese Bemerkung nachgedacht. Sie hat mich besorgt gemacht.



Heute, fünfundzwanzig Jahre nach dem Mauerfall, kann man sagen, dass die neuen Bundesländer nicht der Mezzogiorno der Bundesrepublik Deutschland geworden sind. Nicht überall sind die von Kanzler Kohl in einem Überschwang von Enthusiasmus vorhergesagten „blühenden Landschaften“ entstanden, und die Entwicklung einer dynamischen Zivilgesellschaft lässt in einigen Plattenbauvierteln der neuen Bundesländer immer noch zu wünschen übrig, aber insgesamt ist die sozio-ökonomische Rekonstruktion im, wie man Anfang der 1990er-Jahre sagte, „Beitrittsgebiet“ doch eine Erfolgsgeschichte. Sie hat sich zweifellos unter Verwerfungen vollzogen und war mit vielen Enttäuschungen für die Menschen verbunden. Aber dass die Bundesrepublik Deutschland heute wirtschaftlich außerordentlich stabil und solide dasteht, hat auch damit zu tun, dass die neuen Bundesländer eben nicht zum Mezzogiorno Deutschlands geworden sind, sondern sich zu einem Bestandteil des leistungsfähigen und dynamischen deutschen Wirtschaftsmodells entwickelt haben. Wenn man es recht betrachtet, so ist dies das dritte Wunder nach dem des Mauerfalls und dem des anschließenden Vereinigungsprozesses. Es ist ein eher unmerkliches Wunder, weil es nicht komprimiert ist in einem dramatischen Ereignis oder einer aufsehenerregenden Entwicklung, sondern sich langsam und kontinuierlich vollzogen hat. Um dieses Wunder zu begreifen, müssen wir die letzten fünfundzwanzig Jahre im Zeitraffer Revue passieren lassen; sobald wir das tun, werden wir einer Entwicklung gewahr, aus der wir die Zuversicht gewinnen können, auch den bevorstehenden Herausforderungen gewachsen zu sein – wenn wir denn mit Entschlossenheit und Zuversicht an diese Aufgaben herangehen. Wir wollen nicht überheblich werden, aber es erfüllt doch etwas mit Stolz, jetzt von ausländischen Kollegen zu hören, wenn jemand in Europa ein Projekt wie das der Vereinigung habe stemmen können, dann seien das die Deutschen.

### **Die Macht in der Mitte Europas**

Aber das wirtschaftlich und politisch erstarkte Deutschland – und damit komme ich zum zweiten Teil meines Vortrags, nämlich den „stressenden Herausforderungen als Mitte Europas“ – ist auch zu einem Problem für Europa geworden, und die deutsche Politik ist noch auf der Suche danach, wie dieses Problem bearbeitet werden könnte, welche Rolle also Deutschland in einem geeinten Europa spielen soll und spielen muss. In den vierzig Jahren deutscher Teilung ist das Problem der europäischen Mitte als eine He-

erausforderung für die politische Ordnung des Kontinents weithin in Vergessenheit geraten. Verkürzt zusammengefasst, könnte man sagen: Wenn die Mitte des Kontinents, also vor allem Deutschland, schwach war, haben die Flügelmächte – Frankreich, Russland, aber auch Schweden und Spanien – das Geschehen in Europa bestimmt und nach Deutschland hineinregiert. Das war so während des Dreißigjährigen Krieges, sodann im Jahre 1648, beim Friedensschluss von Münster und Osnabrück, mit dem der Dreißigjährige Krieg beendet wurde, und dauerte bis zum Ende der Napoleonischen Kriege. Die auf dem Wiener Kongress von 1815 hergestellte Ordnung Europas schuf ein System der Balance, indem sie zwei Mächte in der Mitte Europas platzierte: Preußen und das österreichische Kaiserhaus – mit der Folge, dass die Mitte die Peripherie nicht dominierte. Das änderte sich dann mit der Reichsgründung von 1871, als das Deutsche Reich, so der Historiker Ludwig Dehio, in eine semi-hegemoniale Position auf dem Kontinent hineinwuchs. Von nun an, bis 1945, galt die zweite Faustregel: Wenn die Mitte des Kontinents stark war, wurden die angrenzenden Staaten von ihr dominiert, und das politisch, wirtschaftlich und militärisch. Über die beiden in diese Zeitspanne fallenden Weltkriege ist hier ja schon ausführlich gesprochen worden. Die nach 1945 entstandene Ordnung kannte eine solche Mitte nicht, ja, sie gründete sich auf den Grundsatz, dass es keine Mitte gab und keine Mitte geben durfte. Ausdruck dessen war die Teilung Deutschlands, die für die – unvermittelte – Teilung des Kontinents in Ost und West stand.

Sieht man genau hin, so war die Teilung Europas in den Westen und den Osten jedoch nicht vollständig, und nur in Deutschland stießen mit der Bundesrepublik und der DDR beide Systeme unmittelbar aneinander. Im Norden dagegen waren sie durch die neutralen Staaten Finnland und Schweden voneinander getrennt, und südlich von Deutschland gab es den breiten Riegel von der neutralen Schweiz über Österreich bis in das daran anschließende blockfreie Jugoslawien. Die europäische Nachkriegsordnung beruhte also auf zwei Prinzipien, die sich ergänzten, aber nicht miteinander deckungsgleich waren: zum einen der sowjetischen Vorherrschaft in Osteuropa und Teilen Mitteleuropas sowie einem unter US-amerikanischem Schutz stehenden Westeuropa, das sich von Norwegen über Portugal und die südlichen Anrainerstaaten des Mittelmeers bis in die Türkei, also bis zum Kaukasus, erstreckte. Und zum anderen der Verhinderung einer starken Mitte Europas durch die Teilung Deutschlands. Lord Ismay, der erste

NATO-Generalsekretär, hat das auf die Formel gebracht, dass der Zweck des Nordatlantischen Bündnisses darin bestehe, „to keep the Russians out, the Americans in, and the Germans down“. Der Berliner Mauerfall war nicht nur der Anfang vom Ende der deutschen Teilung, sondern hat auch diese beiden Grundprinzipien der europäischen Nachkriegsordnung außer Kraft gesetzt. Im taumelnden Glück des Mauerfalls ist das nur wenigen klar gewesen, und unter dem Einfluss der ökonomischen Probleme des Vereinigungsprozesses, von denen die Wirtschaftskraft Deutschlands über lange Zeit absorbiert wurde, spielte das keine große Rolle. Aber mit Beginn der Eurokrise, die im Kern ja eine Fiskalkrise der südlichen EU-Mitgliedsländern ist, wurde das ganze Gewicht Deutschlands in Europa sichtbar, und man konnte im Rückblick nachvollziehen, warum im Winter 1989/90 der französische Staatspräsident Mitterrand und die britische Premierministerin Thatcher einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten skeptisch bis ablehnend gegenübergestanden hatten.

Ich denke, dass auch Willy Brandt die Probleme einer starken Mitte Europas im Auge hatte, als er den später viel zitierten Satz prägte, wonach jetzt zusammenwachsen, was zusammengehört. Dem erfahrenen Außenpolitiker Brandt dürfte klar gewesen sein, dass Deutschland, wenn es wieder zusammengewachsen sein würde, in Europa eine andere Rolle spielen würde als bislang, aber man könne dieses Zusammenwachsen aus Gründen der europäischen Stabilität nicht verhindern, weil es nun einmal zusammengehört. Versteht man Brandts Formel in diesem Sinn, dann war der erste Teil eine Akzeptanz der Sorge um das innere Gefüge Europas und der zweite Teil eine Zurückweisung der Forderung, die deutsche Mitte des Kontinents dürfe



nie wieder entstehen, weil sie im 20. Jahrhundert so viel Unheil angerichtet habe und man befürchten müsse, dass ein Wiedererstarken dieser Mitte die so mühsam erarbeitete Ordnung des Kontinents in Frage stellen würde.

Das Graffito „Deutschland verrecke“, das man damals vermehrt lesen konnte, war die linksradikal-aggressive Zusammenfassung dieser Befürchtungen. Oder, etwas weniger aggressiv: „Nie mehr Deutschland“. Vermutlich dachten diejenigen, die solche und ähnliche Parolen zu Beginn der 1990er-Jahre bevorzugt an Universitätsgebäude sprühten, an die deutsche Geschichte und nicht an die Balanceprobleme der jüngsten Zeit, schauten also eher rückwärts als vorwärts, aber die Performanz politischer Parolen hängt nicht an den Absichten ihrer Erfinder, sondern an der Pointierung eines Problems. Und dieses Problem ist mit einer Zeitverzögerung von zwei Jahrzehnten jetzt virulent geworden.

Zunächst ging es freilich darum, das aus der sowjetischen Dominanz herausgekommene Mitteleuropa politisch, wirtschaftlich und sozial zu stabilisieren, und das wichtigste Instrument dabei war für diese Länder die Perspektive eines EU-Beitritts. So kam es im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts zu zwei Runden der EU-Osterweiterung, in deren Folge Deutschland auch innerhalb des verfassten Europas geographisch in die Position der Mitte gelangte. Helmut Kohl hat das auf die Formel gebracht, Deutschland sei jetzt von Freunden umgeben, und damit sollte die Differenz zu früheren Vorstellungen von der Mitte zum Ausdruck gebracht werden, in denen es hieß, man sei von Feinden umringt. Die neue Position in der Mitte, so die Botschaft, sei eine durchweg komfortable Position, und einer ihrer Vorzüge bestehe darin, dass man die Friedensdividende in Ruhe einstreichen und mit Genuss konsumieren könne.

### Die Last der Mitte

So sah es aus, aber so ist es nicht gekommen. Nicht weil sich die Deutschen in der politischen wie geographischen Mitte des Kontinents wieder einmal rüpelhaft aufgeführt hätten, keineswegs, sondern weil mit der Position in der Mitte offenkundig Anforderungen und Herausforderungen verbunden sind, denen man sich nicht entziehen kann – auch wenn man das will, und die Mehrheit der Deutschen hat das vehement gewollt und will es nach wie vor. Man kann das an dem heftigen Widerspruch ablesen, den jüngst

die Rede von Bundespräsident Gauck auf der Münchner Sicherheitskonferenz hervorgerufen hat, in der Gauck mehr deutsche Verantwortung, also mehr Bereitschaft zur Übernahme von bzw. Beteiligung an einer europäischen Außen- und Sicherheitspolitik gefordert hat. Was Gauck aussprach, war eigentlich eine Selbstverständlichkeit, wenn man denn Bert Brechts fordernden Vorschlag ernst nimmt, wonach die Deutschen ein Volk sein sollten wie alle anderen Völker auch. Brecht meinte das im Sinne eines Verzichts auf Vorrangansprüche, aber in der Gleichpositionierung mit allen anderen Völkern ist eben auch ein Verzicht auf die Vorteile von Nachrangigkeit impliziert. Seit einigen Jahren, könnte man sagen, lernen wir, was Mitte heißt, oder, etwas stärker politisch formuliert: Wir ringen um ein neues Verständnis von der Mitte Europas, in dem sich wohlverstandenes Eigeninteresse mit der Bereitschaft zur Übernahme von Gemeinschaftsaufgaben verbindet. Wir ringen darum, weil es politisch unterschiedliche Vorstellungen davon gibt und es eines breiten gesellschaftlichen Konsenses bedarf, um langfristig angelegte und auf Nachhaltigkeit bedachte Aufgaben übernehmen zu können.

Die „stressenden Herausforderungen als Mitte Europas“ sind auf absehbare Zeit vor allem solche währungs- und fiskalpolitischer sowie solche außen- und sicherheitspolitischer Art, und beide werden uns, die Deutschen, wohl einiges kosten. Aber wenn es gut geht, wird es sich bei diesen Kosten um Investitionen in unsere Sicherheit und unseren Wohlstand handeln, und das Eigeninteresse an Sicherheit und Wohlstand wird „wohlverstanden“ sein, wenn es mit den längerfristigen Interessen unserer Nachbarn zusammenbestehen kann. Das freilich dürfte der deutschen Politik und der deutschen Gesellschaft viel Fingerspitzengefühl abverlangen, und die damit verbundenen Herausforderungen werden dadurch nicht kleiner, dass die USA inzwischen damit begonnen haben, sich sicherheitspolitisch mehr und mehr aus Europa und seiner Peripherie zurückzuziehen, während gleichzeitig die deutsch-französische Achse, die über Jahrzehnte hin das tragende Element der europäischen Politik gewesen ist, seit einiger Zeit mehr schlecht als recht dahinrollt. Das daraus erwachsene Dilemma der deutschen Politik lautet: Von Deutschland wird in Europa Führung erwartet, aber sobald es Führung zeigt, führt das zu Unmut und Ablehnung bei den europäischen Nachbarn und Partnern. Zuletzt ist über dieses Dilemma viel geklagt worden. Es handelt sich dabei jedoch um ein typisches Problem der Mitte; die

Mitte ist politisch mithin dadurch definiert, dass sie von den einander entgegengesetzten Seiten mit konträren Erwartungen konfrontiert wird. Mitte sein heißt, dass man es kurzfristig niemandem recht machen kann, aber langfristig fast allen recht machen muss, wenn man weiterhin Mitte bleiben will und der Verbund, dessen Mitte man ist, fortbestehen soll. Die politischen Akteure vom Rande haben es da um vieles einfacher. Wir, die Deutschen, werden uns den Herausforderungen als Mitte Europas stellen müssen, ob wir das wollen oder nicht, und vom Erfolg dabei wird die Zukunft des Europaprojekts abhängen. Um es auf den Punkt zu bringen: Versagt die Mitte, dann scheitert Europa. Immerhin, wir Deutschen hatten lange genug Zeit, uns darauf vorzubereiten. Man wird sehen, ob wir diese Zeit genutzt haben.

# SCHLUSSWORT

## Norbert Kartmann

Präsident des Hessischen Landtags



von links nach rechts:

Ministerpräsident Volker Bouffier, Landtagspräsident Norbert Kartmann,  
Staatsminister Axel Wintermeyer, Prof. Dr. Herfried Münkler

Sehr geehrter Herr Professor Münkler, herzlichen Dank für die heutige dritte Vorlesung. In meiner Schulzeit war ich selten so konzentriert wie in diesen drei Vorlesungen, in deren schwierige Materie man im Laufe seines Lebens hineinwächst. Es gehört natürlich ebenso sehr viel politische Erfahrung dazu, um diese nachvollziehen zu können.

Ich möchte zwei Anmerkungen machen. Herr Professor Münkler, Sie sprachen in Ihren Vorträgen mehrmals von Wundern – nicht im theologischen Sinne –, aber davon, dass Ereignisse, die wir eigentlich nicht erwartet haben, doch irgendwann eingetreten sind. Und Sie sprachen von dem Wunder, dass auch unsere „Revolution“ unblutig verlaufen ist, und wiesen auf die blutige Revolution in Rumänien hin.

Es gehört für mich ebenso zu den Wundern – auch dies ist ein Teil der Geschichte, der berücksichtigt werden muss –, dass mit Klaus Johannis in diesen Tagen in Rumänien ein Präsident gewählt worden ist, der neben der rumänischen auch der deutschen Sprache mächtig ist.

Zweite Anmerkung in diesem Zusammenhang: Bei uns zu Gast ist heute die Generalkonsulin Serbiens, Frau Đorđević. Vor 25 Jahren wäre sie nicht hier gewesen, insofern ist das auch ein Teil dessen, was wir miterleben dürfen. Auch wenn man manche Dinge mit etwas Distanz sehen sollte, muss man seine Emotionen nicht verstecken: Insofern nochmals ein herzliches Willkommen der Generalkonsulin von Serbien.

Meine Damen und Herren, wir haben in der Vortragsreihe einen historischen Bogen über die für Deutschland und Europa dramatischen und wichtigen Ereignisse geschlagen, und Sie, Herr Professor Münkler, haben uns bewusst gemacht, wie sehr die Geschichte des 20. Jahrhunderts unser Land und letztendlich Europa geprägt hat, Veränderungen herbeigeführt hat. Und ein wesentlicher Baustein der Akzeptanz der deutschen Wiedervereinigung war am Ende, dass diese eingebettet war in die europäische Entwicklung. In diesem Sinne hoffe ich, dass die Vortragsreihe dazu beigetragen hat – als eine Grundlage für die kommenden Monate bis zum 3. Oktober 2015, in denen wir den einen oder anderen Tag besonders würdigen, seiner gedenken und – mit einer gewissen Distanz – auch feiern dürfen. Vielen Dank Herr Professor Münkler.

---

## SCHRIFTEN DES HESSISCHEN LANDTAGS

---

**Heft 1** · Bioethik-Symposium des Hessischen Landtags am 17. November 2001  
Wiesbaden 2002

**Heft 2** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2004 im Plenarsaal des Hessischen Landtags  
Wiesbaden 2006

**Heft 3** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2005 im Stadtverordnetensaal des Wiesbadener Rathauses  
Wiesbaden 2006

**Heft 4** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 26. Januar 2006 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2006

**Heft 5** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2007 im Ständehaus Kassel  
Wiesbaden 2008

**Heft 6** · Symposium „Schutz des Lebens und Selbstbestimmung am Lebensende“ am 12. März 2007 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2008

**Heft 7** · Festveranstaltung des Hessischen Landtags zum 60-jährigen Jubiläum des Unterausschusses Justizvollzug am 11. Mai 2007 in der Justizvollzugsanstalt Rockenberg  
Wiesbaden 2008

**Heft 8** · Gedenkveranstaltungen für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2008, 26. Januar 2009 und 27. Januar 2010 und aus Anlass des 70. Jahrestages der Reichspogromnacht am 10. November 2008  
Wiesbaden 2010

**Heft 9** · Feierliche Übernahme des neuen Plenarsaals am 4. April 2008 und Verabschiedung der ausscheidenden Abgeordneten der 16. Wahlperiode des Hessischen Landtags und Einweihung des neuen Plenargebäudes  
Wiesbaden 2010

**Heft 10** · 20. Jahrestag der friedlichen Revolution in der ehemaligen DDR und Beginn der partnerschaftlichen Zusammenarbeit von Hessen und Thüringen. Symposium am 18. September 2009 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2010

**Heft 11** · 9. November – Ein Tag deutscher Geschichte. Vortragsveranstaltung mit Prof. Dr. Eckart Conze am 10. November 2009 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2010

**Heft 12** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2009 an Dekha Ibrahim Abdi  
Wiesbaden 2010

**Heft 13** · Unrechtsschicksal der Heimkinder der 50er und 60er Jahre. Öffentliche Anhörung des Ausschusses für Arbeit, Familie und Gesundheit am 29. Oktober 2009  
Wiesbaden 2011

**Heft 14** · 50-jähriges Bestehen des Vertrages des Landes Hessen mit den Evangelischen Kirchen. Veranstaltung des Hessischen Landtags und der Evangelischen Kirchen am 28. Juni 2010  
Wiesbaden 2011

**Heft 15** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2010 an Ismail Khatib  
Wiesbaden 2011

**Heft 16** · 20 Jahre Deutsche Einheit. Feierstunde am 28. September 2010  
Wiesbaden 2011

**Heft 17** · Die Mauer. Eine Grenze durch Deutschland. Gedenkveranstaltung und Ausstellungseröffnung am 16. August 2011 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2011

**Heft 18** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2011 an Sadako Ogata  
Wiesbaden 2011

**Heft 19** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus und Eröffnung der Ausstellung „Ein Leben aufs neu“ am 27. Januar 2012 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2012

**Heft 20** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2012 an Elisabeth Decrey Warner  
Wiesbaden 2012

**Heft 21** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2013 an Imam Dr. Muhammad Ashafa und Pastor Dr. James Wuye  
Wiesbaden 2013

**Heft 22** · Gedenkveranstaltung zum 75. Jahrestag der Reichspogromnacht „Alles Blut aus meinem Herzen“ am 9. November 2013 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2013

**Heft 23** · Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus und Eröffnung der Ausstellung „Der Weg nach Auschwitz“ am 27. Januar 2014 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2014

**Heft 24** · Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2014 an Rubem César Fernandes  
Wiesbaden 2014



HESSISCHER  
LANDTAG

ISBN: 978-3-923150-57-1

Schriften des Hessischen Landtags  
Heft 25